Neue Novellen

des

Ritters von St. Florian.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Karl Müchler.

Mit Musik.

Mit Königl. Preussischen, Kurfürstl. Sächsischen und Kur-Brandenburgischen Privilegiis.

Berlin, 1793.

In der Frankeschen Buchhandlung.

Wenn ein Schriftsteller das seltne Glück hat, nicht nur der Liebling seiner Landsleute zu werden, sondern wenn er auch den allgemeinen Beifall des Auslandes erhält, so däucht es mir ein sicheres Zeichen zu seyn, daß seine Werke, — wenn es gleich nicht entschiedene Meisterstücke sind, — doch gewiß deutliche Spuren eines unbezweifelten innern Werths haben müssen.

Der Ritter von St. Florian gehört zu den wenigen neuern Schriftstellern Frankreichs, die sich dieses glücklichen Looses freuen können, und, da vielleicht eine strenge Kritik seinen Schriften

den Ruhm tadelloser Meisterstücke mit Recht verweigern würde, — so verdankt er wohl diesen ungetheilten Beifall der glücklichen Wahl seiner Gegenstände und ihrer geschmackvollen Behandlung.

Dem Schriftsteller geht es wie unserm Frauenzimmer; wer um den Beifall seiner Leser buhlt, verfehlt, wie die Cokette, fast immer sein Ziel; wer sich den Gefühlen seines Herzens ungeschminkt überläßt, erobert, ohne es zu wissen, gleich dem natürlichen Landmädchen, alle Herzen um sich her.

Gerade in diesem seltnen Erguß inniger Empfindungen, dem reinen Abdruck eines für die Schönheiten der Natur empfänglichen Herzens, besteht der vorzügliche Werth aller Schriften des

Herrn von St. Florian, und auch diese sechs neuen Novellen, von welchen ich eine Verdeutschung für den der Französischen Sprache unkundigen Leser gewagt habe, tragen alle mehr oder minder dieß schöne Gepräge. Alle enthalten entweder interessante Situationen, oder Charactere, oder die gefällige Moral einer wohlwollenden Seele. Alle sind mit Fleiß, Anmuth und Grazie geschrieben, und wohin uns auch der Verfasser durch seine blühende Phantasie versetzt, nach England, Italien, Afrika, Indien oder auf die Alpen, überall begleitet er uns als ein liebenswürdiger Philosoph und als ein gefühlvoller Menschenfreund.

Unstreitig haben diese Neuen Novellen, (was auch der Rezensent der

Allgemeinen Literaturzeitung sagen mag) in mehr denn einer Rücksicht noch Vorzüge vor den ältern. Wider ihre Diction wird gewiß ein unparteiischer Kunstrichter wenig oder gar nichts einzuwenden finden, vielleicht aber mit mehrerem Recht zuweilen gegen die Richtigkeit mancher philosophischen Resultate. Die lebhafte Phantasie eines dichterischen Kopfes verirrt sich wider ihren Willen bei solcher Gelegenheit auf Extreme, indeß sich allein die kälter oder strenge prüfende Vernunft überzeugen kann, daß die Wahrheit nur in der Mitte liegt.

Berlin den 1. November, 1792.

Karl Müchler.

Inhalt.

Inhalt.

1.

Selmurs. Seite

Engliſche Novelle. - - - 1

2.

Selico.

Afrikaniſche Novelle. - - 63

3.

Claudine.

Savoyiſche Novelle. - - 98

Inhalt.

4.

Zulbar. Seite

Indianiſche Novelle. - - 155

5.

Camireh.

Amerikaniſche Novelle. - - 187

6.

Valeria.

Italiäniſche Novelle. - - 249

Selmurs.

Engliſche Novelle.

Es iſt doch eine edle und treffliche Nation, die Engliſche. Schon der mächtige Einfluß, den ſie ſtets auf das Gleichgewicht von Europa gehabt; alles, was ſie Großes in der Staatskunſt und im Kriege gethan, und ihre erhabnen Entdeckungen in den Wiſſenſchaften würden ihren Ruhm hinlänglich ſichern; — hätte ſie ſich auch nicht den noch weit koſtbarern Vorzug zu eigen gemacht, das erſte Volk neuerer Zeiten geweſen zu ſeyn, das die beiden dem Glück der Menſchheit unentbehrlichſten Güter beſeſſen: Philoſophie und Geſetze. Beides haben die Engländer nicht gemißbraucht, und beides zu mißbrauchen, iſt doch ſo leicht.

Sie besaßen den höchsten Grad der Weisheit; sie wollten nicht plötzlich den Gipfel einer Vollkommenheit erreichen, die nur die Frucht der Erfahrung seyn kann. Sie überzeugten sich früh von der großen Wahrheit, daß die Vernunft, vielleicht selbst alle unsre Tugend, sicher aber das Glück der Menschheit in der großen Kunst besteht: in allen Dingen Maß zu halten; und um ihre Freiheit, – dieß schönste Geschenk der Menschheit hier nieden, — ungekränkt zu erhalten, erweiterten sie diesen erhabnen Begriff, und vereinigten mit ihm strengen Gehorsam gegen die Gesetze, Ehrfurcht für ihre Stellvertreter und Verweser, und fromme Furcht, sie je zu verletzen. Durch diese weise Vereinigung entstand bei ihnen frühzeitig ihr Gemeingeist, diese unerschütterliche Stütze der Freiheit, dieser unversiegbare Urquell, aus dem ewig neue Volksglückseligkeit entspringt.

Bloß durch diesen Gemeingeist wurden die Bewohner jener beiden Inseln, die an

Größe Frankreich weit nachſtehen müſſen, oft die Beherrſcher, oder das Schrecken der Regenten; durch ihn wurden ſie oft die Friedensſtifter von Europa; durch ihn geleitet, ſegelte ihre Flotte, als Beherrſcherinn des Oceans, nach beiden Indien, um dort Schrecken zu verbreiten und Schätze einzuſammeln; durch ihn freut ſich ihr glückliches Land, gleich ſicher vor feindlichen Einfällen und innern Zerrüttungen, des Friedens und der bildenden Künſte; durch ihn ſieht es ſich in dem Beſitz von den Reichthümern unſerer Erde; ſieht es die Erzeugniſſe aller Welttheile in ſeine Häfen einlaufen.

Sicher iſt auch ihre große Meinung von ſich ſelbſt, der große Werth, den ſie ihrer Nation ausſchließlich beilegen, jener Nationalſtolz, den man ſo oft dem Engländer zum Vorwurf gemacht hat und noch macht, die Folge dieſes Gemeingeiſtes.

Der Engländer kennt seinen ganzen Werth, und er macht gegen niemand ein Geheimniß daraus. Er verschließt sein Auge vor den besondern Vorzügen und Verdiensten, die andern Völkern eigenthümlich sind, und diese Kälte gibt seinen Vorzügen einen Anstrich von Stolz, der ihren Glanz in etwas verdunkelt. Ueberdieß ist er gegen den Beifall und die Achtung Andrer sehr gleichgültig, und das einzige Mittel, sich noch bei ihm beliebt zu machen, besteht darin, ihm und seiner Nation viel Gewicht zuzutraun.

Indessen habe ich doch einen Engländer gekannt, der gerade diesen Fehler vermeiden wollte und nun in den entgegengesezten gefallen war. Bei ihm hatte nicht allein die Meinung und Achtung Andrer einen entschiedenen Werth, sondern diese Achtung war selbst Hauptbedürfniß seines Herzens geworden.

Es war ihm nicht genug, gut zu handeln, seine Handlungen mußten auch von der Welt

gebilligt werden; und es war eigentlich Zweck, Wunſch und Richtſchnur aller ſeiner Unternehmungen: daß keine von irgend jemand getadelt werden möchte. Ja, er ſtrebte noch nach höherem Genuß, er wollte für jede Beifall einernten, er verlangte ſogar, der ganzen Welt zu gefallen, und durch dieſen Wunſch gab er ſein Glück der Willkür aller ſeiner Nebenmenſchen Preis.

Sir Eduard Selmurs, denn ſo hieß dieſer junge Mann, war der letzte Sprößling einer berühmten Familie aus der Grafſchaft Middleſex. Er beſaß zwar kein Vermögen, aber die Natur hatte ihn für dieſen Unfall ſchadlos gehalten. Er verband mit den Vorzügen eines wohlgebildeten Körpers eine edle Seele, feinen Witz und einen äußerſt gefälligen Charakter; überdieß erhielten alle dieſe guten Eigenſchaften noch neuen Glanz durch eine ſtrenge Weisheit. Schon in ſeinem zehnten Jahre raubte ihm der Tod ſeine beiden

Aeltern. Ein reicher Vetter von ihm hielt es nun für seine Pflicht, sich der armen Waise anzunehmen; er übernahm Selmurs Erziehung. Der junge Mann endigte seine Schuljahre mit Ruhm, und durch den Einfluß seines Wohlthäters wurde er darauf bei einem Cavallerieregiment angestellt.

Izt trat Selmurs in die große Welt; aber er überlegte es sehr ernst, daß er ohne Vermögen und Familien-Verbindungen sei, und daß er auf nichts rechnen könne, als auf die Unterstützung seines Wohlthäters. „Schwerlich", dachte er bei sich selbst, „schwerlich wird er mir zwey Fehltritte verzeihen", er nahm es sich also fest vor, den ersten zu vermeiden, und er hielt Wort. Ungeachtet seiner großen Jugend, ungeachtet der gefährlichen Beispiele, die er täglich vor Augen hatte, wurde er doch durch keine, auch selbst die kleinste, Verirrung je seiner Pflicht ungetreu. Einzig und allein mit seinem Beruf und mit

Erlernung der dazu nöthigen Kenntniſſe beſchäftigt, ſtieg er in kurzem zu den höchſten Ehrenſtellen, ohne einen andern Fürſprecher zu haben, als ſeinen Fleiß, ſeinen Muth und ſeine Talente. Aber auch itzt ließ er ſich nicht einmal durch die Lobſprüche bethören, die ihm ſelbſt ſeine Neider und Nebenbuhler nicht verſagen konnten. Oft ſagte er dann lächelnd: „Alle „meine geringen Fortſchritte danke ich allein „meinem Unvermögen, das mich ſtets verhin„dert hat, meinen erſten Fehler wieder gut „zu machen.“

Sir Eduards einziger Fehler beſtand aber in jener Schwachheit, von der ich ſchon vorher geſprochen habe. Er ſetzte einen viel zu hohen Werth in der Meinung Andrer. Freilich war es eine ſehr verzeihliche Schwachheit, weil ſie die Quelle vieler Tugenden wurde. Doch, war es Beſcheidenheit, war es Stolz? — denn oft ſehn ſich beide ſehr ähnlich, — ihm genügte nie das Bewußtſein

eines guten Gewissens. Eine üble Nachrede, ja selbst nur ein bloßer Zweifel an seiner Rechtschaffenheit und Sittlichkeit würde ihn zum unglücklichsten Menschen gemacht haben. Weil es aber, Trotz des Neides, den er erweckte, doch niemand wagte, seinen guten Ruf anzutasten, — weil er im Gegentheil, eben so geschätzt wurde, als er es verdiente, so kam er endlich auf den Wahn, daß ein guter Ruf von wahrer Tugend unzertrennlich sei. Das Publicum, glaubte er, ist zwar oft strenge, aber immer gerecht; wen es schätzt, der muß gewiß stets Verdienste besitzen, und wen es mit Verachtung brandmarkt, der ist sicher dieser Verachtung werth.

Selmurs brachte den Winter gewöhnlich in London zu. Aber er floh hier die große Welt und ihre rauschenden Zerstreuungen. Er lebte nur für seinen Wohlthäter, für einige Freunde, oder in der Gesellschaft einer jungen Wittwe, bei der er sich durch

eine geringfügige Gefälligkeit Zutritt verschafft hatte. Elise Hartley zeichnete sich durch ihre Schönheit, ihren Verstand und durch tausend andre liebenswürdige Eigenschaften sehr vortheilhaft aus. Kein Wunder, wenn ihr die junge Männerwelt überall huldigte! aber sie gab Sir Eduard vor allen den Vorzug. Er besaß alle die Tugenden, die den geheimen Wünschen ihres Herzens entsprechen konnten. Sie sah ihn gern bei sich, von Tage zu Tage schenkte sie ihm mehr Zutrauen und, ohne bestürzt zu werden, bemerkte sie sehr bald, daß sie schon lange einen tiefen und zärtlichen Eindruck auf ihren schüchternen Freund gemacht habe. Selmurs hingegen war mit nichts beschäftigt, als seine Gefühle zu verbergen. Er bethete Miß Hartley an, er konnte sich mit Recht mit der Hoffnung schmeicheln, daß auch sie weit entfernt sei, ihn zu hassen; aber Miß Hartley besaß drei tausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte. Was wäre wohl aus dem armen Sel-

murs geworden, wenn ihn die Welt beschuldigen können, daß seine Leidenschaft bei Bewerbung um die Hand einer so reichen Wittwe, ihr großes Vermögen mit in Anschlag gebracht habe?

Miß Hartley war in einen Proceß verwickelt, von dessen Gewinn oder Verlust ein großer Theil ihres Vermögens abhing. Sir Eduard wartete mit Ungeduld auf das Endurtheil, fest entschlossen, seine Freundinn auf ewig zu fliehn, wenn sie ihn gewönne, im entgegengesezten Fall aber ihr seine Liebe zu gestehen. Glücklicher Weise verlor sie den Proceß. Selmurs hielt nicht länger an sich, er entdeckte ihr das Geheimniß seines Herzens, er sagte ihr sehr viel von seiner Leidenschaft, aber nicht, was sie nicht schon so gut und besser gewußt hätte, als er selbst; und die liebenswürdige Miß, ganz durchdrungen von dem Werth seiner Delicatesse, lohnte endlich durch ihre freundliche Antwort

zu gleicher Zeit sein voriges Schweigen und jetziges Bekenntniß.

Beide Liebende waren nun von ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit überzeugt, und dieß reine Glück ihrer Liebe entschädigte sie für die Geringfügigkeit ihres Vermögens; sie hatten itzt nichts Angelegners zu thun, als den Tag ihrer Verbindung fest zu setzen. Beide waren frei, und durften keine Hindernisse fürchten. Selmurs wollte bloß seinen Vetter Mekelfort davon benachrichtigen; es war ja sein alter Wohlthäter, er hatte ihn in London in sein Haus aufgenommen, und ihm immer väterliche Zuneigung bewiesen, ohne ihn im mindesten einzuschränken. Miß Hartley hing von niemand ab; nur aus Freundschaft und einer Art von Ehrfurcht für den ältesten Bruder ihres ersten Mannes, entschloß sie sich, ihn über ihre Veränderung zu Rathe zu ziehn.

Herr Pikle, so hieß ihres verstorbenen Gatten Bruder, war ein ziemlich sonderbarer alter Mann, Selmurs wahrer Antipode. Wenn dieser die Meinung Anderer über alles ehrte und fürchtete, so verachtete jener dagegen jede Meinung, welche nicht die seinige war. Was er einmahl gedacht und gesagt hatte, galt ihm für bewiesene Wahrheit, für Grundsatz, für ein heiliges Gesetz, und er konnte nicht begreifen, warum nicht jedermann eben so dachte. Hätte der Zufall ihn zum König von England gemacht, so würde er sich treuherziger Weise für einen König von Frankreich gehalten haben, bloß weil er sich in seinem ersten Edicte diesen Titel beigelegt. Mit wahrer Seelenruhe gestand er oft, sich nie geirrt und nie seine Meinung in irgend einer Sache geändert zu haben. Er hatte nun seit siebzig Jahren immer Recht. Außerdem hielt er strenge auf Ehre, war unbestechlich, unbescholten, ein guter Verwandter, ein treuer Freund, aber ein ewiger Rechthaber.

Seine große Kunst, seine Behauptungen zu beweisen, bestand darin, daß er immer sprach; und da seine Brust stark und nicht zu ermüden war, auch diejenigen, die er überzeugen wollte, oft weggingen, ohne ein Wort zu erwiedern, weil sie es am Ende überdrüssig wurden, ihm stillschweigend zu zuhören: so glaubte er steif und fest, sie überzeugt zu haben, und hielt sich für den geschicktesten Disputirmeister von Europa. In seiner Jugend war er verheirathet gewesen, und hatte mit seiner Frau wie ein rechtschaffener Mann gelebt. Nur wollt' er sie durchaus in der Disputirkunst unterrichten, und von dem beständigen Zuhören war die gute Mistreß Pikle stokkaub geworden. Ihr hinterlassner Sohn studirte zu Oxford. Nach des Vaters Willen sollte er nicht eher zurück kommen, als bis er ein und dreißig Jahr alt wäre; und auch dann wollte er noch die Logik mit ihm von vorn anfangen. Bis dahin disputirte er frisch weg, und hielt in London bloß mit

seiner Schwägerinn Umgang, die bei ihm für die vernünftigste Frau in ganz England galt, weil sie seinen vortrefflichen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ, ihm niemals widersprach und ihn in allen Dingen zu Rathe zog.

Miß Hartley entdeckte ihm ihre Neigung zu Selmur, und ihr Vorhaben, sich mit ihm zu verbinden. Herr Pikle gab seine Einwilligung zu dieser Heirath. „Schon lange,“ sagte er: „schon lange schätze und liebe ich Sir „Eduard. Er ist ein Mann von Ehre und „Verdienst, ob er gleich keinen festen Charakter „hat, sondern zu sehr darnach strebt, zu gefal„len, und für die sogenannte Liebenswür„digkeit nicht jene tiefe Gleichgültigkeit, jene „edle Verachtung zeigt, wodurch sich starke „Seelen vom großen Haufen unterscheiden. „Das wird sich aber hoffentlich noch geben, „wenn wir eine Zeitlang mit einander gelebt „haben. Er hat Grundsätze; das ist die

„Hauptſache. Und wenn er meinem Rathe „folgt, geb' ich Ihnen mein Wort, er ſoll „den Beifall der ganzen Welt bald entbeh„ren lernen.“

Die junge Wittwe lächelte, und die Heirath ward beſchloſſen. Selmurs, glücklich wie ein Fürſt, ſchrieb gleich an ſeinen Vetter Mekelfort, der ſich ſeit ſechs Wochen, ungefähr ſechzig Engliſche Meilen von London, auf dem Lande aufhielt; aber vier und zwanzig Stunden nach Abgang ſeines Briefes bracht' ihm ein Eilbote die unerwartete Nachricht von Mekelforts plötzlichem Ableben. Ein Schlagfluß hatte ihn in Zeit von zwei Tagen weggerafft. Seine Verwandte hatten ſich unverzüglich auf dem Landſitz eingefunden, vor Ungeduld brennend, zu erfahren, wem er ſein äußerſt beträchtliches Vermögen hinterlaſſen hätte. Man hatte das Teſtament des Verſtorbenen in größter Eil geöffnet, und alle dieſe gierigen Seitenverwandten ſahen

ißt zu ihrem größten Schmerz, daß Vetter Eduard Selmurs – Universal-Erbe war.

Bei dem Testament lag ein mit verschiedenen Siegeln verschlossener Brief zu Selmurs eigenhändiger Erbrechung. Die bei der Entsiegelung gegenwärtige Gerichtsperson hatte diesen Brief sogleich an Sir Eduard abgeschickt und eine Abschrift der Verordnung des Verstorbenen beigelegt. Alle Verwandte waren viel trauriger von dannen gereiset, als sie gekommen waren, und bei dem Leichenbegängnisse des Herrn Mekelfort war niemand gegenwärtig, als seine Hausgenossen.

Voll Erstaunen und Betrübniß, zollte Sir Eduard dem Andenken seines Wohlthäters ungeheuchelte Thränen. Er hatte ihm alles zu danken, er hatte ihn zärtlich geliebt; all der Reichthum, der ihm zufiel, konnte ihn über seinen Verlust nicht trösten. Das Geheimnißvolle des so vielfach versiegelten Briefes beunruhigte ihn; er beschloß ihn

nur

nur in Herrn Pikle und Miß Hartley Gegenwart zu öffnen. Er lief gleich zu ihnen, zog sie auf die Seite, theilte ihnen seine Neuigkeit weinend mit, erwähnte fast gar nicht des Vermögens, welches ihm zugefallen war; bath sie im voraus, den Inhalt des Briefes geheim zu halten; riß dann die Siegel auf, und las:

„Mein lieber Eduard,

„Was ich seit Deiner Kindheit für Dich „gethan habe, will ich hier nicht erwähnen; „Dein Herz hat mich dafür belohnt. O mein „Lieber! durch das Recht, welches Du mir „eingeräumt, Dich als meinen Sohn zu be„trachten, hast Du mich hinlänglich schadlos „gehalten, und ich muß es Dir itzt noch dan„ken, daß Du mich gewisser Maßen zum Mit„genossen Deiner Tugenden machen wollen.

„Ich vermache Dir mein ganzes Vermö„gen. So lange ich Dich kenne, hab' ich es

„Dir, und zwar ausschließlich Dir „allein zugedacht. Es beläuft sich auf zehn„tausend Pfund Einkünfte; und habe ich dafür „gesorgt, daß es Dir niemand streitig machen „kann. Weil ich es durch eignen Fleiß erwor„ben habe, so will ich auch nach meiner Will„kür darüber schalten. Wenn allzu zärtliche „Bedenklichkeit Dich bewegen sollte, diese „Erbschaft auszuschlagen, um sie meiner Fa„milie, oder irgend jemand anderm zu überlas„sen, so wisse, daß Du dadurch offenbar mei„nem Willen entgegen handeln würdest.

„Mein Testament setzt Dich in den un„eingeschränkten Besitz meiner Güter. Auch „dieß Schreiben, mein Lieber, soll Dir „keine Pflicht aufbürden, es enthält bloß „eine Bitte.

„Ich bin Vater einer Tochter von acht„zehn Jahren, die ich auf das sorgfältigste „erziehen ließ. Sie verdient meine Zärtlich„keit, sie ist schön, vernünftig, liebenswür-

„dig, ſie wird zuverläſſig ihren Gatten einſt „glücklich machen. Ihre Mutter habe ich „lange geliebt, ich habe Gefühle für ſie ge„habt, die mir zuvor in geradem Widerſpruch „zu ſtehen ſchienen; die heftigſte Liebe, ohne „die geringſte Achtung für ihren Gegenſtand. „Lieber Eduard, Gott bewahre Dich vor „dergleichen gefährlichen Leidenſchaften! Sie „martern uns oft, und demüthigen uns im„mer. Ihre glücklichſten Zeiten ſind die trau„rigen Augenblicke, wo man ſich ihrer bloß „ſchämt. Unüberſteigliche Hinderniſſe, zum „Theil eine Folge der heftigen, aufbrauſenden „Gemüthsart der Mutter meiner Tochter, „haben mich von einer Heirath abgehalten. „Miſtreß Forward iſt der Name dieſer „Mutter. Ihre Tochter heißt Fanny, und „wird für ihre Nichte gehalten. Sie lebt mit „ihr bei Oxford auf dem kleinen Landgute „Owen, als dem einzigen meiner zahlreichen „Geſchenke, das mir dieſe unwürdige Geliebte „nicht unbeſonnener Weiſe verſchwendet hat.

„Ich verlange von Dir, als von meinem „Freunde und angenommenen Sohne, mein „Unrecht gegen meine Tochter wieder gut zu „machen, ihr Stand und Namen zu geben, „den ich ihr leider! nicht geben konnte, und „meine Schuld dadurch gegen sie abzutra„gen, daß Du sie zu dem Range Deiner Gat„tinn erhebest. Ich wiederhohle es Dir, lieber „Eduard, diese Bitte ist kein Befehl und „hauptsächlich keine Bedingung meiner Erb„schaft, sie steht mit dem Vermögen, das ich „Dir hinterlasse, in gar keiner Beziehung; „es ist nichts, als eine Gunst, um welche ich „meinen Freund und Sohn anspreche, eine „Gefälligkeit, die ich von seiner kindlichen „Liebe erwarte. Diese Hoffnung, die ich mit „in's Grab nehme, versüßt meine letzten Au„genblicke, und erhöht noch, wo fern dieß „möglich ist, die Zärtlichkeit, womit Dich „immer geliebt hat Dein treuer Freund „und Vetter

George Mekelfort.“

Kaum hatte Selmurs dieſen Brief geleſen, als er betäubt, ſtarr, und mit Blicken, die ſeinen Schmerz ausdruckten, Miß Hartley ſtarr in's Auge ſah. Sie ſchlug die ihrigen nieder, ohne ein Wort zu ſagen. Herr Pikle betrachtete Selmurs ſehr aufmerkſam. Alle drei beobachteten ein tiefes Schweigen, bis endlich Herr Pikle den jungen Mann fragte: „Was wollen Sie thun? ich fürchte, Sie machen ſich unnütze Bedenklichkeiten.“—„Nein! wahrlich nicht,“ antwortete Sir Eduard, „ich bin zwar ſehr be„ſtürzt, aber nicht im geringſten zweifelhaft. „Was auch mein Wohlthäter für Rechte über „mich haben mag, ehe er mir ſein Vermögen „hinterließ, ſo hatte er doch ſicherlich nicht das „Recht, mein Herz zu verſchenken, mich eid„brüchig und auf mein ganzes Leben unglücklich „zu machen. Kein Menſch kann dieſe Wahr„heit beſtreiten. Wohlan! ich will ganz wie„der in die Lage zurücktreten, in der ich vor „ſeinem Tode war. Ich will ſeiner Erbſchaft

„entsagen, ich nehme meine Dürftigkeit, und „mit ihr meine Freiheit wieder zurück. Frei„lich bleibt es immer ein kleines Opfer für das „Glück, der Gatte des einzigen Weibes zu „seyn, das ich lieben kann.“

Miß Hartley antwortete mit einem Blick, aber Herr Pikle runzelte die Stirn und rief: „Was sagen Sie? Haben Sie denn auf den Brief gar nicht Achtung gegeben, den Sie so eben gelesen? Er verbiethet Ihnen ja mit dürren Worten, auf die Erbschaft Verzicht zu thun, und erklärt Ihnen auch die Gründe dieses Verboths. Wollen Sie die offenbare Absicht Ihres Wohlthäters so ganz verachten? Er hat auf Sie gerechnet, daß Sie seine Tochter heirathen würden; er hat Sie zum Erben eingesetzt, freilich nicht unter dieser ausdrücklichen Bedingung, das geb' ich zu; denn in diesem Fall wären Sie völlig frei, anzunehmen oder auszuschlagen; sondern er hat Ihnen sein Vermögen gegeben und

das Verzichtthun verbothen. Nun erst bittet er Sie um eine Gefälligkeit, wozu Ehre und Dankbarkeit Sie um so mehr verbinden, da Sie durch nichts dazu gezwungen werden können. Er hat Sie folglich von der Verbindlichkeit eines Geboths befreien wollen, um Ihnen eine Verbindlichkeit aufzulegen, die stärker ist, als alle Gebothe: Ihr Gewissen ...

„Aber mein Gewissen war schon gebunden," versetzte Selmurs mit Sanftmuth, „und nichts kann ...

„Unterbrechen Sie mich nicht, junger Herr," fuhr Pikle mit stärkerer Stimme fort, „und antworten Sie mir auf meine Frage. Sie ist ein vollkommenes Dilemma. Gesetzt den Fall, Herr Mekelfort lebte noch, und Sie erklärten ihm, daß Sie seine Tochter nicht heirathen wollten; ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß Ihr Wohlthäter sein Testament ändern und sein Vermögen

einem Manne geben würde, der seiner Absicht besser entspräche? Nun er todt ist, kann er nicht mehr ändern. Sie haben also auch nicht mehr das Recht, zu wählen. Sie müssen seinem Willen, seinen Bitten, die für Sie Befehle sind, gehorchen, und sich erinnern, mein Schatz, daß Ehre und Pflicht die Leiden der Liebe für nichts achten müssen."

„Das kann wohl seyn," erwiederte Sir Eduard mit einigem Unwillen; „aber ich „glaubte doch, daß Freundschaft sie für etwas „achten dürfe, wenigstens würde sie sich nicht so „hart ausdrucken." — „O junger Herr," sagte Herr Pikle, „Rechtschaffenheit und Wahrheit sprechen nicht in blumenreichen Phrasen. Kurz wer hierin anders denkt oder spricht, ist entweder ein Dummkopf oder ein Schurke." — „Und „doch werden Sie mir bei aller meiner Erge„bung unter Ihre Einsichten und unter Ihre „Moral, gütigst erlauben, Herr Pikle, der „Meinung zu seyn, daß es noch in der Welt

„eben ſo tugendhafte und eben ſo einſichtsvolle „Leute gibt, als Sie ſind. Die will ich befra„gen, und wenn dieſe alle Ihrer Meinung bei„treten, ſo ſoll mir der Tod den Schmerz er„ſparen, ihr folgen zu müſſen.“

Mit dieſen Worten verließ er plötzlich das Zimmer, ohne auf Herrn Pikle weiter zu hören, der ihm zurief: „Ihr Tod wird nichts für Sie beweiſen. Oft iſt es leichter, zu ſterben, als ſeine Schuldigkeit zu thun, und wie ich ſchon hundertmahl bewieſen... Selmurs war ſchon auf der Straße, und Herr Pikle lief von weitem hinter ihm her, und berief ſich auf Cicero's Abhandlung von den Pflichten.

Sir Eduard litt zu ſehr, um verſchwiegen zu ſeyn, und fragte alle ſeine Freunde, unter Empfehlung der Verſchwiegenheit, um Rath. Ein jeder war anderer Meinung. Einer verlangte, er ſollte die Erbſchaft zu glei-

chen Theilen den Seitenverwandten überlaſſen, etwas davon für ſich nehmen, und ſeine Geliebte heirathen; ein anderer, er ſollte Mekelforts Tochter das ganze Vermögen abtreten. Eine kleine Anzahl ſtrenger Sittenlehrer pflichtete der Meinung des alten Pille bei. Viele von der großen Welt behaupteten, daß Selmurs erſte Verbindung mit Miß Hartley ihn von der Verbindlichkeit völlig frei ſpräche, welche ſein Vetter ihm auflegen wolle, und riethen ihm, ſeine Geliebte zu heirathen, und die ganze Erbſchaft zu behalten. Kurz, jeder betrachtete die Sache aus einem andern Geſichtspuncte, und der arme Eduard, der ſein ganzes Leben hindurch darnach getrachtet hatte, von niemand getadelt zu werden, gab ſchon alle Hoffnung auf, bei dieſer Gelegenheit ſeine Abſicht zu erreichen.

In größerer Bewegung, und unglücklicher, als jemahls eilte er zur Miß Hartley

zurück, um ihren Rath zu hören, und alle von seinen Freunden eingehohlte Meinungen ihrem Entschluß zu unterwerfen. Er fand sie allein und weinend, er fiel auf seine Kniee, rief den Himmel zum Zeugen, daß nichts in der Welt ihn vermögen könne, seinen Eid zu brechen, und bath sie endlich, sein Betragen zu leiten, mit dem Versprechen, alles in der Welt zu thun, nur nicht Fanny zu heirathen. Die zärtliche Wittwe ließ sich lange bitten. Sie war bei der Entschließung, die Eduard nehmen würde, zu sehr interessirt, um sich das Recht anzumaßen, ihre Meinung darüber zu sagen. Endlich siegten die Bedenklichkeiten der Liebe über die des Wohlstandes, und Miß Hartley entschloß sich, die Sache so kaltblütig zu untersuchen, als wär' es die Sache eines Fremden. Sie nahm also die verschiedenen Meinungen zusammen, wog sie ab, und sagte endlich:

„Nach der ſtrengſten Moral halt' ich Sie nicht verbunden, für Ihren todten Wohlthäter zu thun, was Sie nie bei ſeinem Leben für ihn gethan hätten. Was war ſeine Abſicht? Eine doppelte, wie mich dünkt. Auf der einen Seite, ſein Vermögen zwei Perſonen zuzuwenden, die ihm die liebſten waren, — ſeiner leiblichen Tochter und ſeinem an Kindes Statt angenommenen Sohn. Ich meine Sie, Sir, Sie, den er, nach ſeiner eigenen Verſicherung, von dem Augenblick an, da er Sie kennen lernte, auch zu ſeinem Erben erwählte. Auf der andern Seite, ſeine Tochter mit einem achtungswürdigen Gemahl zu verbinden, der ſie lieben, glücklich machen, verſorgen, und ihr ſein großes Vermögen erhalten könnte, welches er der Mutter ſeiner Tochter nicht anvertrauen wollte, aus Furcht, wie er deutlich zu verſtehen gibt, ſie möchte es leichtſinnig verſchwenden. Wenn Sie nun alles thun, was Herr Mekelfort thun wollte, ſo dürfen Sie nicht fürchten, ſein Andenken zu beleidi-

gen. Theilen Sie mit ſeiner Tochter, wie ein Bruder mit der Schweſter; ſo iſt der erſte Punct erfüllt. Suchen Sie ihr hernach einen Gemahl, der ungefähr die Eigenſchaften beſitzt, die Herrn Mekelfort an Ihnen gefielen. Ich bin mehr, als irgend jemand überzeugt, daß es ſchwer halten wird, einen ſolchen zu finden; aber Fanny, die Sie nicht kennt, wird mit andern Augen ſehn, als ich. Bis dahin behalten Sie die für Fanny beſtimmte Mitgabe in Händen, und verwalten Sie ſelbige, wie ein kluger Vormund, der ſeiner Mündel davon Rechenſchaft geben muß. Ihr Vetter ſelbſt, wenn er am Leben geblieben wäre, würde ſich nicht anders benommen haben, und niemand kann verlangen, daß Sie für Fanny mehr thun ſollen, als ihr leiblicher Vater thun würde."

Triftige Gründe in dem Munde einer Geliebten wirken doppelte Ueberzeugung; auch war Sir Edward's Ungeduld, einen Rath

zu befolgen, der alles aufs beſte zu berichtigen ſchien, ſeiner Ueberzeugung gleich, und er reiſ't den folgenden Morgen ab, um Miß Forward ſeine großmüthigen Abſichten zu eröffnen. „Mutter und Tochter“, ſagt' er unterweges zu ſich ſelber, „werden ſich höchſt glücklich finden. Sie erwarten gar nicht das überaus große Geſchenk, das ich ihnen bringe. Miß Forward ſoll eine beträchliche Leibrente genießen. Der reizenden Fanny, mit fünftauſend Pfund jährlicher Einkünfte, wird ein Gemahl ſicher nicht entſtehen, und ich laſſe ihr die freie Wahl. Ich werde zwei Menſchen glücklich machen; ich ſelbſt werde es ſeyn, und niemand, glaub' ich, wird mein Betragen tadeln können, wenn man ſieht, daß alle Intereſſenten mich ſchätzen und ſegnen. O meine theure Eliſe, deine Klugheit, deine überwiegende Vernunft hat mich der peinlichen Gefahr entriſſen! Wie ſüß iſt es doch für Deinen Freund, kein Glück zu genießen, das er nicht Dir ganz allein zu danken hat!“

Selmurs erreichte bald der Miß Forward Landsitz. Das Schloß fiel nicht sonderlich in die Augen. Die dazu gehörigen Gebäude waren in schlechtem Stande. Ein ziemlich übelgekleideter Bedienter fragte ihn bei dem Eintritt, was er wollte und wer er wäre. Selmurs bath ihn mit einiger Verlegenheit, ihn seiner Herrschaft als den Vetter des Herrn Mekelfort zu melden, von dessen plözlichem Tode man wahrscheinlich schon würde Nachricht erhalten haben. Der Bediente bejahete das leztere, und führte ihn in einen kleinen Saal, wo eine junge und schöne Dame mit großer Aufmerksamkeit einen Brief las, den sie, bei Selmurs Eintritt zusammenschlug und in den Busen steckte. Sir Eduard machte ihr eine tiefe Verbeugung, die sie ihm mit einiger Bestürzung und vieler Anmuth erwiederte, ihn zum Sitzen nöthigte, und unter dem Vorwande, ihre Base zu rufen, das Zimmer verließ. Selmurs schloß aus dieser Benennung, daß die junge Dame seines Wohlthäters Toch-

ter, Miß Fanny sei, aber er hatte doch nicht das Herz, sie zurückzuhalten, und Miß Forward erschien bald darauf ohne ihre Nichte.

Miß Forward's erster Anblick verdoppelte Selmurs natürliche Blödigkeit, und er vergaß darüber die kleine Rede, die er für sie einstudiert hatte. Sie war eine große Frau von vier bis fünf und vierzig Jahren, ihr Gesicht trug noch die Spuren einer ehemahls regelmäßigen Schönheit, die aber selbst in ihrer Blüthe nichts Reizendes gehabt haben konnte, weil ihr der beste Reiz: Grazie, fehlte. Ihre großen schwarzen glänzenden Augen zeigten eine Kühnheit, die jeden zurück schreckte, der sie starr ansehn wollte, und ihr Wesen, ihre Bewegungen, ihre Stimme, kurz, alles an ihr flößte eine Furcht ein, die keine Achtung zuließ.

Nachdem sie Selmurs mit ziemlich kalter Höflichkeit empfangen hatte, hörte sie alles

alles, was er ihr zu sagen hatte, mit tiefem Schweigen an, ohne ihn zu unterbrechen. Sir Eduard erklärte ihr, mit einiger Verwirrung, so gut er konnte, daß ihn Herr Mekelfort zum Universalerben eingesetzt habe. Weil er nun den zärtlichen Antheil kenne, den sein Wohlthäter an Miß Fanny genommen, so glaube er, eine heilige Pflicht zu erfüllen, wenn er Miß Forward den Vorschlag mache, die Erbschaft ihres gemeinschaftlichen Freundes mit ihrer Nichte zu theilen. Wegen Abtragung dieser Schuld fordere er nicht die geringste Erkenntlichkeit, indessen erlaube ihm seine Lage nicht, das Capital dieser Hälfte eher auszuzahlen, als bis ihre Nichte einen ihrer würdigen Gemahl gefunden hätte, und er bitte es sich als eine besondere Gefälligkeit aus, bei der Wahl dieses Gemahls mit zu Rathe gezogen zu werden.

Als Selmurs diese schwere Erklärung nicht ohne Anstrengung geendigt hatte, und

jedesmahl erröthete, wenn er die Worte Base und Nichte aussprach, obgleich Miß Forward dabei die Farbe nicht im Geringsten veränderte, so schwieg er und wunderte sich nicht wenig über den geringen Eindruck, welchen sie gemacht hatte; denn Miß Forward gab ihm folgende Antwort:

„Ich begreife nicht, mein Herr," sagte sie mit einer verächtlichen ernsthaften Miene, „wie Sie einen Plan ganz mit Stillschweigen übergehen können, der Herrn Mekelfort sein ganzes Leben hindurch beschäftigt, und wovon er hundertmahl mit mir gesprochen hat. Er kann Ihnen doch unmöglich ganz unbekannt seyn, da Sie von ihm so unzweideutige Beweise seines Zutrauens und seiner Zärtlichkeit empfangen haben. Er bestimmte Ihnen ja meine Nichte; Sie waren es, den er zu Fanny's Gemahl ausersah. Noch das letzte Mahl, da ich ihn sah, erzählte er mir mit allen Umständen die Vortheile welche er Ihnen, lediglich

um dieſer Heirath willen, zugedacht hatte. Ehe ich alſo Ihren Vorſchlag beantworte, muß ich Sie fragen, mein Herr, da mir Ihre Aufrichtigkeit nicht verdächtig ſeyn kann, ob Sie von dieſer Abſicht Ihres Wohlthäters gar nichts wiſſen?“

Mit dieſen Worten ſah ſie Selmurs ſtarr in die Augen, der ſeine Schamröthe nicht verbergen konnte, die Augen niederſchlug, und ihr mit zitternder Hand eine Abſchrift des Teſtaments überreichte, um ihr zu beweiſen, daß darin gar keine Bedingung vorgeſchrieben ſei. Vor Unwarheiten hatte er einen ſolchen Abſcheu, daß er ſich keine deutlichere Antwort erlauben konnte. Allein die ſchlaue Miß Forward wußte ſich ſein Erröthen ſehr gut zu erklären. Sie gab ihm das Papier zurück, nachdem ſie es ſchnell durchgelaufen war, und ſagte ganz kalt: „Ich ſehe wohl, daß meine Nichte kein Recht hat, auf Ihr Vermögen und auf Ihre Hand An-

ſpruch zu machen. Aber eben ſo wenig haben Sie das Recht, uns durch ein Geſchenk zu demüthigen. Ich muß es alſo im Namen meiner Nichte ablehnen, und bin im voraus gewiß, daß ſie mir darin beipflichten wird. Sie kann und darf keine Wohlthaten annehmen, als aus der Hand ihres Gemahls. Wenn Sie das werden wollen, ſo wird ſich Ihr Gewiſſen vielleicht ruhiger dabei befinden; wollen Sie aber nicht, ſo ſcheint mir eine längere Unterredung ganz überflüſſig zu ſeyn.“

Dieſe Worte waren ein Donnerſchlag für Sir Eduard; er wußte nichts zu antworten. Miß Forward ſtand auf, machte ihm eine Verneigung, und ließ ihn allein.

Selmurs ſahe, daß für jetzt nichts anders zu thun war, als an einem andern Orte über die ſeltſame Art nachzudenken, wie man ſeine Vorſchläge aufgenommen hatte. Er ſtieg in den Wagen und fuhr nach Oxford, das nur zwei Meilen von dieſem Landhauſe entfernt lag.

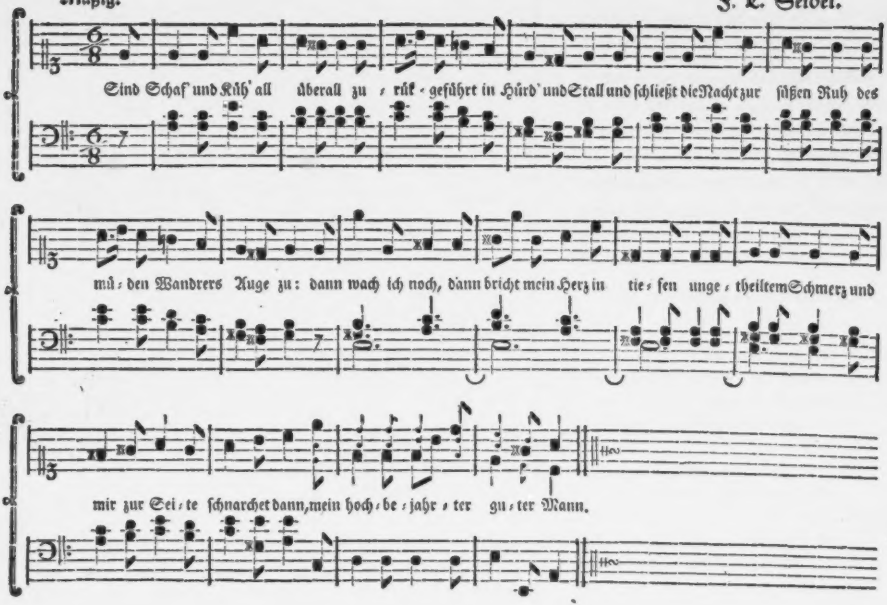
Sobald er daselbst angekommen war, ließ er es seine erste Sorge seyn, an Miß Forward zu schreiben, sie möchte bedenken, daß er ihrer Nichte gar nicht bekannt sei; er könne sie also weder lieben, noch von ihr geliebt werden. Ueberdieß sei es nicht wahrscheinlich, daß nicht einer von beiden schon eine Wahl getroffen hätte, und dann könnte ihre Verbindung nicht anders als unglücklich seyn. Dabei stellte er ihr sehr höflich vor, daß er durch nichts zu dem, was er thun wollte, verpflichtet wäre, erneuerte indessen sein Anerbieten, und versprach, morgen Abend wieder zu kommen, um die endliche Entscheidung zu vernehmen.

Der Brief ging ab, und doch brachte der arme Selmurs seine Nacht nichts weniger als ruhig zu. „Dieß Weib," sagt' er zu sich selbst, „weiß sicher um mein Geheimniß. Wenn sie bei der abschlägigen Antwort beharrt, was wird sie nicht alles schwatzen! Ihr Landsitz ist nahe bei Orford. Meine Geschichte wird

hier herumgehen; die Verläumdung wird sie vergrößern; die ganze Jugend Englands, die hier studiert, wird mich als einen treulosen, unredlichen und undankbaren Menschen betrachten, und diese Meinung von mir überall verbreiten. In allen drei Königreichen werd' ich entehrt und verschrieen seyn. Nirgends werde ich mich dürfen sehn lassen; endlich wohl gar aus Verzweiflung sterben; und warum? Ach! weil ein eigensinniges Weib nicht fünftausend Pfund jährlicher Einkünfte von mir annehmen will."

Der folgende Tag verging unter ähnlichen Betrachtungen. Selmurs wartete bis auf den Abend, wie er es in seinem Schreiben versprochen hatte, und glaubte, Miß Forward würde desto gewisser anders Sinnes werden, je mehr Zeit er ihr zur Ueberlegung gelassen hätte. Nach Sonnenuntergang stieg er in seinen Wagen, und da er nicht mit so vielem Geräusch ankommen wollte, als das erste Mahl, so ließ er ihn am Eingange der Allee halten,

Mäßig. F. L. Seidel.



ſtieg aus, ging zu Fuß ganz allein auf das Schloß zu, und ſann auf eine neue Anrede.

Als er bei einem an das Haus ſtoßenden Gebüſche vorbeiging, hörte er ſingen, und erkannte die Stimme eines Frauenzimmers. Die Töne waren ſo ſanft, ſo klagend, und druckten ſo deutlich aus, daß die Sängerinn zärtlich und unglücklich ſei, daß Selmurs ſich nicht enthalten konnte, folgende bekannte Romanze bis an's Ende zu hören:

Der alte Robert Gray,

Romanze. *)

Sind Schaf' und Küh' all überall
zurückgeführt in Hürd' und Stall,
und ſchließt die Nacht zur ſüßen Ruh
des müden Wandrers Auge zu;

*) Auld Robin Gray.

When the sheepare in the fauld, and the kye at hame,
And all the weary warld asleep is gane,

dann wach' ich noch, dann bricht mein Herz,
in tiefem ungetheilten Schmerz,
und mir zur Seite ſchnarchet dann
mein hochbejahrter guter Mann.

Jam's war mir gut, er warb um mich;
ich liebt' ihn wieder inniglich,
doch ach! zu unſer beider Harm
war mein Herzallerliebſter arm.
Da wagt' er muthig ſich auf's Meer,
zu ſehn, wo Geld zu finden wär',
und, kehrt' er heim von ſeiner Fahrt,
zu bringen mir, was er erſpart.

The waes o my heart fall in showers fra
my eye,
While my gude man sleep sound by me.

Jamy lov'd me weel, and ask'd me for
his bride:
But, saving a crown, he had naithing beside.
To make the crown a pound, my Jamy went
to sea,
And the crown and the pound were baith
for me,

So ſchwand wohl Jahr und Tag vorbei,
mein Herz blieb immer ihm getreu.
Der Vater nun den Arm ſich brach,
die Mutter krank darnieder lag;
zum Unglück ſtahl man noch dazu
all' unſern Reichthum, unſre Kuh;
mein Bräut'gam ſchwamm auf offnem Meer:
da kam der alte Robert her.

Er both ſich freundlich mir zum Mann,
zum Retter unſers Elends an.
Vergebens hatt' ich manche Nacht,
beim Rocken ſitzend, durchgewacht,

He had nae been gane a year and a day,
When my faither brake his arm, and our cow was stole away,
My mither she fell sick, and Jamy at the sea,
And auld Robin Gray came a courting to me.

My faither cou'd nae wark, and my mither cou'd nae spin,
I toiled the day and night, but their bread I cou'd nae win:

wir hatten nicht das liebe Brot;
da riß uns Robert aus der Noth,
und ſprach zu mir: „ich bitte dich,
„wähl' um der Aeltern willen, mich."

Gefeſſelt war zwar Herz und Sinn,
mein Auge ſah zur See nur hin,
der Wind blies ſtark, das Schiff verſank;
weh mir, daß ich nicht mit ertrank!
Der Vater ſprach: „nimm ihn zum Mann!"
Die Mutter ſah mich ſchweigend an;
bis mir das Herz vor Wehmuth brach,
und ich mit Robert mich verſprach.

Auld Robin fed em baith, and wi tears in his eye,
Said: Jeany, for their sake, o pray marry me.

My heart it fast hae, and I look'd for Jamy back;
But the wind it blew hard, and his ship was a wrack.
His ship was a wrack: why did nae Jeany die!
And why was she spared to cry, wae is me!

Geſchloſſen ward dieß harte Band:
ich gab mit Thränen meine Hand;
denn ach, mein Herz hatt' ich nicht mehr!
das war bei Jam's verſenkt im Meer.
Ich dachte ſo in meinem Sinn:
„gib ihm die Hand nur immer hin,
„dann haben deine Aeltern Brot,
„dich ſelbſt erlöſ't ja bald der Tod."

Der Vater führte mich zur Trau.
Vier Wochen war ich Roberts Frau;
da ſaß ich traurig vor der Thür,
und plötzlich ſtand ein Mann vor mir,

My faither urg'd me fair: by my mither did nae ſpeak,
But ſhe look'd in my face, till my heart was like to break:
Sa they gied him my hand, tho' my heart was in the ſea,
And auld Robin Gray was gude man to me.

I had nae been a wife but weeks only four.
When, ſitting ſa' mournfully out my ain door,

gekleidet, wie mein Jam's es war,
er both mir ſeine Rechte dar,
und ſprach: „auf! gib mir deine Hand,
„und knüpfe nun der Ehe Band.“

Da fuhr ich auf; ach wehe mir!
wie jammerten und klagten wir,
beweinten unſrer Schickung Schluß, —
wir gaben uns noch einen Kuß,
und trennten uns für dieſe Welt,
bis unſer Leib in Staub zerfällt.
Itzt wünſch' ich nichts mir, als den Tod,
und weine mir die Augen roth.

I saw my Jamy's waist; for I con'd nae
thing it he,
Till he said; Love, I am comed hame to
marry thee.

Sair, sair, did we greet and mickle did
we say,
We took but ane kiſs, and we tore ourſels
away.
I wish I were dead, but I'm nae like to bee,
O why was I born to say: Wae is me!

Itzt ſchleich' ich, wie ein Geiſt, umher,
und ſpinnen mag ich auch nicht mehr;
der Kummer mir am Herzen frißt,
an Jam's zu denken, ſündlich iſt,
drum will ich mich bemühn, allein
ein braves, braves Weib zu ſeyn,
ſo viel ich es nur immer kann,
Iſt Robert doch ein braver Mann.

Nach dieſer letzten Strophe trat Sir Eduard durch die Bäume, und ſtand auf einmahl bei der ſchönen Sängerinn. Es war Fanny. Sie ſaß allein, auf einem Raſen unter einem Baum, deſſen dichtes Laub den Ort noch ſchauerlicher machte, ihr Schnupftuch in der Hand. Vor Schreck, einen Mann

---

I gang like a ghaist, and I canna like to spin;
I dare nae think o Jamy, for that wou'd be a sin:
But I'll da my best a gude wife to be,
For auld Robin Gray is verry kind to me.

vor sich zu sehn, sprang Fanny auf, ging auf Selmurs zu, und sagte mit Schluchzen: „Ist das Ihr Gehorsam, Herr Roberts? Ich habe Ihnen heut morgen zweimahl geschrieben, und Sie gebeten, nicht herzukommen. Ich hab' Ihnen die grausamen Auftritte zwischen mir und meiner Base geschildert, die mir noch immer den verhaßten Erben des Herrn Mekelfort zum Gemahl aufdringen will, der eben itzt bei ihr ist. Ich wiederhohle Ihnen meinen Schwur, Herr Roberts, daß ich lieber sterben, als die Ihnen versprochene Treu brechen will, aber ich bestehe darauf, daß Sie augenblicklich nach Oxford zurückgehn, und nicht eher wiederkommen, als bis die unselige Heirath sich zerschlagen und jener Selmurs weggereis't ist, den ich durch Haß und Verachtung bald gegen mich aufzubringen hoffe." —

Mit diesen Worten näherte sich Fanny Sir Eduard, der ihr stillschweigend zuhörte.

Auf einmahl ſieht ſie ihm ins Geſicht, wird ihren Irrthum gewahr, ſpringt mit einem Schrey zurück, und verſchwindet.

Selmurs dachte nicht daran, ihr zu folgen. Mehr erſtaunt über dieſen Vorfall, als betrübt, wußt' er nicht mehr, ob er zur Miß Forward gehen ſollte. Die Furcht, Fanny wiederzuſehn, ſie durch ſeine Gegenwart in Verlegenheit zu ſetzen, vielleicht unangenehme Auftritte zu veranlaſſen, und hauptſächlich, ſein großer Widerwille, irgend etwas mit der angeblichen Baſe abzuhandeln, vermochten ihn, auf der Stelle nach Oxford zurückzureiſen, von wo er an Miß Forward ſchrieb, daß ein unvermutheter Vorfall ihn in die Hauptſtadt zurück gerufen hätte, ſie möchte ihn alſo entſchuldigen, daß er zu der verſprochenen Unterredung nicht gekommen ſei; er würde überdieß bei dieſem Beſuch nichts anders haben thun können, als das ſchon Geſagte wiederhohlen, weil er unwiderruflich entſchloſſen wäre,

in seinem Vorhaben nichts zu ändern; er wolle daher ihre Antwort in London erwarten.

Nach diesem Schritte ward er ruhiger, und eilte noch in der nämlichen Nacht zu Miß Hartley zurück.

Wie unentbehrlich war ihm dieß Wiedersehn! Außer dem für Liebende so nagendem Kummer der Abwesenheit, hatte Sir Eduard seiner Geliebten noch so viel andre Sorgen zu vertrauen. Bei einem zärtlichen Herzen und einer schüchternen Gemüthsart fühlt man das Glück, geliebt zu seyn, viel inniger, als andere. Starke Seelen sind sich selbst genug; sie denken und handeln stets durch sich selbst; sanfte Seelen leben nur in dem Gegenstande, der sie beherrscht. In seiner Nähe vermögen sie alles; getrennt von ihm sind sie nichts. Sie gleichen dem Epheu. Ohne Stütze fällt er zu Boden und verdorret im Staube, aber um die Eiche geschlungen, erhebt er sich grünend mit ihr empor zu den Wolken.

Die

Die liebenswürdige Wittwe billigte Selmurs Betragen, und rieth ihm, der Miß Forward Antwort ruhig abzuwarten. Die Lobsprüche seiner Geliebten und ihre wiederhohlten zärtlichen Betheurungen gaben Sir Eduard die verlorne Ruhe wieder. Er blieb den ganzen Tag bei Miß Hartley, und ging erst des Abends zu Herrn Pikle. Seine Absicht war, ihn vom Erfolg seiner Reise und dem Abenteuer im Gebüsche zu benachrichtigen, und ihn zu fragen, ob er, nach dieser Entdeckung noch auf seiner Meinung beharre, daß er Roberts Geliebte heirathen solle. Herr Pikle war nicht zu Hause, und Selmurs, der ihn erwarten wollte, trat in ein benachbartes Kaffehaus, setzte sich an einen Tisch, ließ sich Punsch geben, und hörte einem jungen Manne zu, der die Zeitungen mit lauter Stimme vorlas.

Aber wie ward dem armen Selmurs zu Muthe, als er die umständliche Erzählung

seiner ganzen Geschichte ablesen hörte! Der Zeitungsschreiber berichtete sie sehr genau und mit vieler Laune. Er sprach von der großen Verlegenheit, worin sich Sir Eduard Selmurs befände, seitdem er das Unglück gehabt hätte, eine unermeßlich große Erbschaft zu thun; er erwähnte der häufigen Berathschlagungen, die er in London gehalten habe, wie er sich aus einer so verdrießlichen Lage herauswickeln solle; beschrieb seine Reise nach Oxford, wo er diesen Gewissensfall den geschicktesten Professoren der Universität vorgelegt hätte; und alles dieses war mit mehr oder weniger hämischen Anmerkungen begleitet, und mit beißenden Persönlichkeiten durchflochten, woran sich die Boßhaften und Thoren so gern weiden, und welche sie für die höchste Schönheit dieser eben so leichten als verächtlichen Satire halten.

Sir Eduard war einer Ohnmacht nahe, als er dieß alles mit angehört hatte. Er blickte

furchtſam und verlegen umher, und zitterte dafür, Bekannte in dem Kaffehauſe gewahr zu werden. Zu ſeinem Troſt bemerkte er keinen einzigen. Eben wollte er weggehn, aus Beſorgniß, daß jemand kommen möchte, der ihn kennete, als plötzlich ſein Bedienter herein trat, und einen großen und ſchönen jungen Menſchen herein führte, der ſehr eilig zu ſeyn ſchien. Der Bediente zeigte ihm ſeinen Herrn und ging ſogleich wieder zurück. Der junge Mann lief auf ihn zu, und ſagte ihm mit ſo lauter und trotziger Stimme, daß es allgemeine Aufmerkſamkeit erregte: „Mein Herr, ſind Sie nicht Sir Eduard Selmurs? ?“

Bei dieſem Namen ſtehn alle Perſonen, die ſo eben den Artikel von Sir Eduard Selmurs leſen gehört hatten, eiligſt auf, betrachten ihn mit neugierigen Augen, und ſchließen einen Kreis um ſeinen Tiſch. Selmurs, voll Verzweiflung, ſo beantlizt zu

werden, aber unfähig, seinen Namen zu verläugnen, antwortet dem jungen Unbekannten: „Ja, so heiß' ich!“ „Bei Gott!“ versezte der junge Mensch, „das ist mir lieb! ich bin Ihnen von Oxford auf dem Fuß nachgefolgt, und brannte vor Ungeduld, Sie einzuhohlen.“ — „Aber ich kenne Sie nicht, mein Herr; was können wir mit einander abzumachen haben?“ — „Nicht viel! wie Sie gleich hören werden; ich . . — Wäre es nicht besser, diesen Ort zu verlassen, um mit mehrerer Bequemlichkeit . . . .“ — „Keinesweges; draußen regnet es; und überdieß hab' ich kein Geheimniß, wie Sie sehn.“ — „Sie sollen den Augenblick erfahren, worauf es ankommt! Schon lange lieb' ich ein junges und schönes Mädchen in der Nachbarschaft von Oxford. Ihre Base will sie an einen Menschen verheirathen, der Ihr Freund ist, und welcher durch einen Zufall, der ihm eben zu keiner großen Ehre gereicht, eine beträchtliche Erbschaft erhalten hat, die ihm eigentlich gar nicht

zukommt. Ich kann die Erben für den Tod nicht leiden, mein Herr; ich hab' eine unüberwindliche Abneigung gegen dergleichen Leute, und ich möchte gern dem besagten Herrn die Ursach entdecken, warum ich sie habe. Könnten Sie mir nicht zu einer Unterredung unter vier Augen mit ihm behülflich seyn?" — „Nichts leichter, mein Herr; der Erbe, den Sie meinen, ist auch ein großer Freund von solchen Unterredungen unter vier Augen; es war von jeher sein Lieblingsgeschmack; und wenn Sie mir folgen wollen, so soll Ihr Wunsch den Augenblick erfüllt werden." — „Nein! jetzt nicht; jetzt ist es finster, und ich mag bei dergleichen Geschäften gern sehen. Morgen früh, wenn Sie wollen!" — „Nach Belieben, mein Herr!" — „Ihre Hand, Sir Eduard; ich bin über Erwartung mit Ihnen zufrieden." — „Diese Bemerkung sichert Ihnen das Vieraugengespräch." — „Wollen Sie mir erlauben von Ihrem Punsch zu trinken?" — „Von Herzen gern; auf Ihr Wohlseyn, mein Herr!" — „Auf das Ihrige, Sir Eduard!"

Beide setzen sich nun auf die nämliche Bank, trinken zusammen und machen leise unter einander aus, sich den folgenden Morgen in Hydepark einzufinden, während alle im Kaffehause gegenwärtige Personen ihnen ihren lauten Beifall bezeigten, und sogar von ihnen, bei ihrem Weggehn, mit Händeklatschen Abschied nahmen.

Selmurs erste Sorge war jetzt, zwei seiner Freunde aufzusuchen, die ihm zu Zeugen dienen möchten. Der Zweikampf sollte des Morgens um sechs Uhr auf Pistolen vor sich gehen. Als Sir Eduard nach Hause kam, dachte er weniger daran, als an das Gerede, welches davon umhergehn würde. „Mein Streit," sagte er zu sich selbst: „ist öffentlich gewesen. Alle Welt wird erfahren, daß ich mich um ein junges Mädchen schlage. Man wird mich der Untreue gegen Miß Hartley beschuldigen; alle ehrliebende Gemüther werden mit Verachtung auf mich herabsehn. Und Miß Hartley selbst? was wird sie denken?

Bleib' ich auf dem Platze, ach! so werd' ich nicht einmal von ihr bedauert werden; tödt' ich meinen Gegner, so muß ich flüchten, sie verlassen und auf ihr Herz Verzicht thun, das mich mit Recht hassen wird. Ein sonderbares Gewebe von Unglücksfällen! Ich habe nichts begangen, was die strengste Sittlichkeit, die eifersüchtigste Liebe tadeln könnte, und doch steh ich auf dem Puncte, meine Geliebte, mein Leben, und die Achtung der ganzen Welt zu verlieren? Ich will an Miß Hartley schreiben. Fall' ich, so wird ihr dieß Schreiben mein Betragen enträthseln; sieg' ich aber, so wird sie vielleicht bewogen werden, mir zu verzeihen."

Sogleich setzte sich Sir Eduard hin und schrieb. Allein kaum hatte er angefangen, so hörte er ein großes Geräusch in seinem Vorzimmer; es war Herrn Pikles Stimme, der sich zankte, um eingelassen zu werden. Selmurs eilte ihm entgegen. Als Herr Pikle

ihn ansichtig ward, stürzte er, außer sich vor Entsetzen, in Selmurs Arme. „Ach, mein Freund!“ rief er, „Sie müssen mir das Leben wiedergeben. Ich habe erfahren, daß Sie morgen . . .“ „Nicht so laut!“ unterbrach ihn Selmurs, und führte ihn in sein Kabinett. „Was gibts? Was fehlt Ihnen?“ — „Was mir fehlt?“ versetzte Herr Pikle lebhaft; „ich bin der unglücklichste Mensch . . . Geschwind' antworten Sie mir; ist es wahr, daß Sie heut Abend auf dem Kaffehause..“ „Nur zu wahr! Ein unbesonnener, närrischer junger Mensch, den ich nicht kenne, ist mir von Oxford nachgekommen, und hät Händel an mir gesucht. Er gibt sich für Fanny's Liebhaber aus, die ich, nach Ihrer Meinung, heirathen sollte. Wahrlich, ich habe keine Lust, ihm seine Geliebte streitig zu machen; aber seine Ausforderung und seine Beleidigungen geschahen öffentlich; es ist nicht mehr zu ändern, und ich hoffe, dem jungen Brauskopf morgen den Kopf zurecht zu setzen.“— „Ihm den Kopf zurecht zu setzen! das heißt, ihn

umbringen! Und wiſſen ſie denn, wer der junge Menſch iſt?“ — „Ich ſage Ihnen ja, Fanny's Liebhaber . .“ „Es iſt mein Sohn, Unglücklicher! mein Sohn! Miß Hartley's Neffe! das einzige Kind Ihres alten Freundes! und Sie wollen ihn morgen früh morden! Ich habe zu viel Hochachtung für Sie, Sir Edward, um Ihnen erſt ſagen zu dürfen, daß hier von jener leidigen Ehre, dem Ueberbleibſel der Barbarei und Wildheit unſrer Vorfahren, nicht mehr die Rede ſeyn kann. Ihre Herzhaftigkeit iſt bekannt; wer zweifelt daran? Aber Sie wären der verworfenſte Menſch, wenn Sie einem abſcheulichen Vorurtheile Liebe, Freundſchaft, Natur, Ehrfurcht für mein Alter, meinen Vaternamen und für alle Herzens-Gefühle, die ſelbſt Wilden heilig ſind, aufopfern könnten.“

Selmurs ſtand unbeweglich da, ſtarr vor Beſtürzung, Entſetzen und Schmerz. „Sie antworten nicht,“ fuhr der Alte noch lebhafter

fort; „Sie bedenken sich, mir Ihr Wort zu geben, daß Sie Ihre Hände nicht mit dem Blute meines Kindes beflecken, mir nicht meine einzige noch übrige Stütze rauben wollen? Wie? ein Vater, ein Greis, Ihr Freund, der Bruder Ihrer Geliebten beschwört Sie mit Thränen, nicht ein Verbrechen zu begehn, das ihn in's Grab stürzen würde; und Sie bedenken Sich noch, Selmurs? Großer Gott! ist das Ihre Tugend? Der Mann, der es nie über sich erhalten würde, das Vermögen eines Andern anzutasten, ihm das kleinste Unrecht zuzufügen, ihn des geringsten Vortheils zu berauben, wär' es auch, um sein Leben, seine Geliebte und seine Ehre zu retten; der Mann, sag' ich, macht sich kein Gewissen, einen Freund, einen Greis, einen Vater seines Sohnes, seines einzigen Kindes, seines kostbarsten Gutes, des Einzigen, das ihm nicht ersetzt werden kann, des Einzigen, das in aller Menschen Augen heilig seyn muß, weil es ihm von Gott geschenkt worden, zu berauben;

und das um falſcher Ehre, um eines elenden, grauſamen, ſinnloſen Vorurtheils willen, das er ſelbſt verabſcheut? Und dieſer Mann, dieſer Mörder prahlt mit Tugend und Gefühl! macht Anſpruch auf Achtung? Um Gottes willen, Sir Eduard, hören Sie mich! Roberts hat Sie gereizt, ſagen Sie; hat Sie öffentlich beſchimpft. Gut! Ich bitt' es Ihnen ab; ich fleh' um Begnadigung. Und wenn dieß Ihren blutdürſtigen Ehrgeiz nicht befriedigt, ſo führen Sie mich, wohin Sie wollen. Nennen Sie mir den Platz in London, wo ich erſcheinen, und Ihnen die Abbitte thun ſoll, die ich hier thue. Ich will Ihre Kniee umfaſſen, wie hier; ſie mit meinen Thränen benetzen, und die grauen Haare, die Sie hier ungerührt ſehen können, vor Ihnen in den Staub danieder beugen."

Mit dieſen Worten warf ſich der Alte zu Selmur's Füßen, der ihn bisher in tiefer Betrachtung verſenkt angehört hatte. Schnell

hob Selmurs ihn auf, und drückt' ihn an seine Bruſt. Zu tief gerührt, konnte er keine Worte finden; endlich ſagt er: „Liebſter Freund! ich will alles thun, was in meinen Kräften ſteht; ich verſpreche Ihnen auf's heiligſte, ich will das Leben Ihres Sohnes nicht angreifen; darauf können Sie Sich verlaſſen. Aber nun bitt' ich mir auch von Ihnen die Gefälligkeit aus: miſchen Sie Sich durchaus nicht weiter in dieſen Zwiſt. Alle Ihre Bemühungen, Ihre Vernunftgründe, Ihre Schritte würden die Sache nur verderben. Sprechen Sie gar nicht mit Ihrem Sohne. Suchen Sie ihm weder zu begegnen, noch ihm nachzugehn. Bleiben Sie bis morgen früh ruhig auf Ihrem Zimmer. Um acht Uhr kommen Sie hier her. Hoffentlich werden Sie mich hier finden, und dann können Sie unſre Verſöhnung befördern. Finden Sie mich nicht, ſo nehmen Sie dieſen ſchon angefangenen Brief von meinem Pulte, und bringen ihn zu Miß Hartley; und dann werden Sie alles erfahren, was ich ge-

than habe. Fragen Sie mich nicht weiter! Auf jeden Fall ſteh' ich Ihnen dafür, daß Ihr Sohn durchaus nicht in Gefahr geweſen ſeyn wird. Thun Sie aber den geringſten Schritt, ſo bürg' ich für nichts. Leben Sie wohl, Herr Pikle; ich hoffe, Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn. Es iſt ſchon zwölf Uhr. Gehn Sie nach Hauſe, und laſſen Sie mir die wenigen Stunden, die mir noch übrig ſind, um der nöthigen Ruhe zu genießen.

Der Alte, gerührt durch die ruhige, edle und zugleich gefühlvolle Miene, womit Sir Eduard zu ihm ſprach, umarmte ihn, drückte ihm die Hand, und verſprach ihm, alles zu thun, was er verlange. Er verließ Selmurs, der itzt an Miß Hartley ſchrieb, ihr ſeinen Streit, ſeinen Schmerz und ſeine Entſchließungen meldete, und dann, im Fall, daß er bleiben ſollte, von ihr Abſchied nahm, mit der Betheurung, daß er ſie auch im Tode noch anbeten würde. Sein Brief war zärtlich, beredt und

mit Beweisgründen unterstützt; auch hin und wieder benetzt von seinen Thränen. Als er ihn gesiegelt hatte, legte er sich ruhiger nieder und erwartete den Morgen.

Um fünf Uhr stand er auf, nahm seine Pistolen, hohlte seine Secundanten ab, und fand sich kurz vor sechs Uhr auf dem bestimmten Platze ein. Roberts erwartete ihn schon mit zwei seiner Freunde. Die vier Secundanten fingen einen ziemlich lebhaften Streit an, um auszumachen, wer zuerst schießen solle. Sir Eduard beruhigte sie durch die Erklärung, daß ihm, als dem beleidigten Theile, das Recht zustände, hierüber zu entscheiden; daß es aber weder sein Wille noch seine Gewohnheit sei, den ersten Schuß zu thun. Beide Gegner nahmen nun ihren Platz auf eine Entfernung von zehn Schritten ein, und der ungeduldige Roberts, der Selmurs nach dem Kopfe zielte, drückte los und traf Selmurs Hut, der einige Schritte weit weg flog.

Mit kaltem Blute nahm Sir Eduard ſeinen Hut von der Erde auf, ſetzte ihn wieder auf den Kopf, zielte auf einen jungen Baum, der noch hinter Roberts ſtand, und ſchoß ihn mitten durch. „Sie können weiter ſchießen!“ rief er ſeinem erſtaunten Gegner zu.

„Mein Herr,“ erwiederte der junge Menſch, „ich kann nicht begreifen, warum Sie mich nicht würdig halten, mir das Leben zu nehmen. Ihre Großmuth wird beinahe Beleidigung; ich bitte Sie recht ſehr, auf mich zu ſchießen, oder mir ihr ſonderbares Betragen zu erklären.“ „Lieber das letzte als das erſte,“ ſagte Sir Eduard, und ging auf ihn zu. „Sie ſind Herrn Pikle's Sohn; er iſt mein zwanzigjähriger Freund. Statt Ihnen das Leben zu nehmen, würd' ich das meinige auf's Spiel ſetzen, um das Ihrige zu vertheidigen. Sie haben mich gefordert, ja ſogar beſchimpft, um mich abzuhalten, ein junges Frauenzimmer zu heirathen, das ich nie zu wählen mich förmlich erklärt habe. Die

Ehre verboth mir, einen Zweikampf auszuschlagen; sie befahl mir, mein Leben in Gefahr zu setzen; aber das Ihrige anzugreifen, hieß sie mir nicht. Ich hege keinen Zorn gegen Sie, und habe auch keinen Bewegungsgrund, Sie zu hassen. Da aber die Vorurtheile meines Landes einmahl meine Vernunft und meine Kaltblütigkeit von Ihrem thörichten Jugendfeuer abhängig machen, so wollen wir von neuem anfangen, wenn Sie noch immer hartnäckig auf ihrem Sinn bestehen. Fehlen Sie alsdann noch einmahl, so will ich Ihnen die Versicherung wiederhohlen, daß ich eben so wenig Miß Fanny heirathen, als den Sohn meines Freundes todtschießen werde. Da haben Sie den Schlüssel zu meinem Betragen! Was wollen Sie nun thun?"

„Sie um Verzeihung bitten, mein Herr," versetzte der junge Roberts, „und Sie in Gegenwart dieser Herren inständigst ersuchen, mein Unrecht und meine Jugendhitze zu entschuldi-

ſchuldigen. Liebe und Jugend hatten mich verleitet. Ihr edles Betragen beſchämt mich. Nehmen Sie meine Entſchuldigung an, Sir Eduard; und wenn die aufrichtigſte Reue von meiner Seite, und Ihr überwiegender Vortheil über mich, nicht hinreichend ſind, das Andenken meiner Beleidigung bei Ihnen auszulöſchen, ſo fordern Sie ſelbſt die Genugthuung, die ich Ihnen geben ſoll."

Sir Eduard wandte ſich hierauf zu den vier Secundanten, die bereits die Piſtolen nach ſich genommen hatten, und ſagte: „Meine Herren, ſind Sie zufrieden?" — Einmüthig bezeigten dieſe ihm ihre Bewunderung. — „Nun dann!" fügte er hinzu, „ich nehme Sie zu Zeugen von Herrn Roberts Wort. Er will, daß ich die Genugthuung vorſchreibe, welche ich verlange. Hier iſt ſie: Sie alle, meine Herren, kennen — Dank ſei's den Londoner Zeitungsſchreibern! — das famöſe Teſtament des Herrn Mekelfort, und meine Verlegenheit wegen Miß

Fanny. Die Base dieses jungen Frauenzimmers hat die Hälfte der Verlassenschaft, welche ich ihr angebothen habe, ausgeschlagen, mit der Erklärung, daß ihre Nichte von niemand, außer ihrem Gemahl, etwas annehmen dürfe. Ich ersuche demnach Herrn Roberts, daß er der Gemahl der liebenswürdigen Miß werden wolle, und — fordere von ihm als Ersatz der mir zugefügten Beleidigung, daß er von mir die fünftausend Pfund jährlicher Einkünfte annehme, weßhalb ich Miß Fanny's Base vergebens angelegen habe."

Hier fiel Roberts, innigst gerührt, Selmurs um den Hals. Die Zeugen äußerten ihre höchste Bewunderung durch lautes Beifallrufen. Und noch in demselben Augenblick machten sie sich auf nach Selmurs Wohnung, wo der arme Pikle sie unter tausend Aengsten erwartete. Eiligst erzählt ihm Roberts was vorgefallen ist. Stumm und mit Thränen in den Augen hört der gute Alte ihm zu. Dieß war das erste

Mahl in seinem Leben, daß er nicht widersprach. Er stand ab von seiner ersten Meinung, und gab seine Einwilligung zu Selmurs Verfügungen. Dieser aber verließ die Gesellschaft, um Miß Hartley seine gehabten Abenteuer kund zu thun. Noch an demselben Tage wollte die liebenswürdige Wittwe ihm ihre Hand geben. Herr Pikle reisete nach Oxford, um Miß Forward durch die Gewalt seiner Dialektik auf andere Gedanken zu bringen. Er erreichte auch seinen Endzweck, als sie hörte, daß Selmurs Verbindung mit Miß Hartley so nahe sei. Bald darauf ward auch Fanny's und Roberts Vermählung vollzogen. Glücklich lebten beide Paare zusammen, der häufigen Wortgezänke zwischen dem alten Pikle und Selmurs ungeachtet; welcher letztere indessen zugab, daß, unter gewissen Umständen, denn doch manchmahl Mühe dazu erfordert werde, es allen Menschen recht zu machen.

Selico.

Afrikanische Novelle.

Dürfte man mit den Parsen annehmen, daß dieß Weltall zweien Grundwesen untergeordnet sei, deren eines das wenige Gute bewirkt, welches wir darauf gewahr werden, und das andere alles das Böse, wovon diese Welt so voll ist, so würde man leicht zu dem Glauben verleitet werden, daß das böse Grundwesen vorzüglich in Afrika seine Herrschaft ausübe; denn kein anderes Land erzeugt so vieles Gift, so viele wilde Thiere und giftige Schlangen. Die wenigen Nachrichten, welche wir von Marocco, von den Negern in Ardra, von den Jaggas, und andern Völkern an der Seeküste bis zu dem

Lande der Hottentotten beſitzen, müſſen auf eine wunderbare Weiſe der Geſchichte der Löwen, der Panterthiere und der Schlangen gleichen, die dies heiße Land mit den Kannibalen, welche ihre Gefangenen zur Schlachtbank führen, gemeinſchaftlich in Beſitz haben. Aber mitten unter dieſen ſchauderhaften Gräueln, unter dieſen blutdürſtigen Ungeheuern, findet man jedoch zuweilen natürliche Gerechtigkeit, wahre Tugend, Standhaftigkeit im Schmerz, und kühne Verachtung des Todes. So ſelten dieſe Beiſpiele auch ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch fähig, für dieſe verachteten Weſen Intereſſe zu erwecken, und uns zu erinnern, daß auch ſie Menſchen ſind; wie in einer dürren Wüſte zwei oder drei grüne Pflanzen, die der getröſtete Wanderer hin und wieder entdeckt, ihm zuzurufen ſcheinen: Du biſt noch auf der Erde!

In dem Königreiche Juida, an der Küſte von Guinea, unweit Sabi, der

Hauptstadt dieses Landes, lebte im Jahre 1727 eine arme Wittwe, Namens Darina. Sie war Mutter dreier Söhne, die sie mit jener Zärtlichkeit erzogen hatte, welche zwar die Natur, glücklicher Weise, allen ihren Geschöpfen einflößt, die aber doch nur selten unter jenen Himmelsstrichen angetroffen wird, wo Kinder als Waare betrachtet, und von ihren unnatürlichen Aeltern als Sclaven verkauft werden. Der älteste ihrer Söhne hieß Guberi, der zweite Teloue, und der jüngste Selico. Alle drei waren edel und gefühlvoll; sie verehrten ihre gute Mutter, die, schon alt und schwach, von ihnen gepflegt wurde. Ein Hüttchen, worin sie beisammen wohnten, und ein kleines nahe daran liegendes Feld, von dessen Mais sie sich nährten, waren alle Reichthümer dieser friedlichen Familie. Jeden Morgen ging einer von den drei Brüdern auf die Jacht; der andere arbeitete auf dem Felde, und der dritte blieb bei der Mutter. Mit Sonnen-Untergang kamen

ſie wieder zuſammen: der Jäger brachte Feldhühner, Papageien, oder Honig; der Landmann Yamswurzeln: derjenige aber, welcher zu Hauſe geblieben war, hatte unterdeſſen die Abend-Mahlzeit zubereitet, welche ſie dann alle viere gemeinſchaftlich verzehrten, und dabei einer dem andern das Vergnügen, ihre Mutter zu bedienen, ſtreitig machte. Nach dem Eſſen empfingen ſie ihren Segen; und dann überließen ſie ſich, neben einander auf Stroh gelagert, dem Schlaf, in ruhiger Erwartung des künftigen Tages.

Selico, der jüngſte von dieſen Brüdern, ging oft in die Stadt, und brachte die Erſtlinge der Ernte ſo wie die übrigen Gaben der armen Familie in den Tempel des Vornehmſten der Götter ihres Landes. Bekanntlich wird dieſer Gott unter dem Bilde einer groſſen Schlange, von der Gattung der ſo genannten Fetiſche oder Götzenſchlangen, angebethet, die nicht giftig ſind, nie-

manden ſchaden, und im Gegentheil ſogar den giftigen Schlangen nachſtellen. In Juida wird dieſe Schlangen-Art ſo ſehr verehrt, daß es eins der größten Verbrechen ſeyn würde, nur eine einzige zu tödten; daher ſie denn auch zu einer ſo großen Menge angewachſen ſind, daß man in den Städten und Dörfern, ja ſogar in den Häuſern auf jedem Tritte dieſen Göttern begegnet, die vertraulich mit von dem Tiſche ihrer Anbether eſſen, ihnen zur Seite ſchlafen, und die Jungen in ihre Betten legen; eine Gunſt, welche die dortigen Einwohner für eine ſehr glückliche Vorbedeutung halten.

Unter den Negern von Juida war Selico einer der ſchwärzeſten, vom ſchönſten Wuchſe, und liebenswürdig. Im Tempel der großen Schlange hatte er die junge Beriſſa, des Oberprieſters Tochter, geſehen, die an Wuchs, Schönheit und Liebreiz alle ihre Geſpielinnen übertraf. Selico brannte für ſie, und — fand

Gegenliebe. Jede Mittwoche, ein bei den Negern der Ruhe und dem Gottesdienſt geheiligter Tag, ging der junge Liebhaber in den Tempel, wo er den ganzen Tag an der Seite ſeiner theuern Beriſſa zubrachte, und ſie von ſeiner Mutter, von ſeiner Liebe, und dem Glücke unterhielt, deſſen ſie genießen würden, wenn Hymen ſie erſt unzertrennlich vereinigt hätte. Beriſſa verhehlte ihm nicht, daß ſie mit Sehnſucht dieſen Augenblick herbei ſeufze; und der alte Farulho, ihr Vater, der in dieſe Verbindung willigte, verſprach ihnen unter wechſelſeitigen Umarmungen, ihre Zärtlichkeit recht bald zu krönen.

Endlich rückte die ſo ſehnlich gewünſchte Zeit heran, und der Tag ward feſtgeſetzt. Selico's Mutter und ſeine zwei Brüder hatten ſchon eine Hütte für das junge Paar bereitet, als der große Truro Audati, König von Dahomai, deſſen ſchnelle Eroberungen ſelbſt in Europa ſeinen Ruhm ver-

breitet haben, in das Königreich Ardra ein-fiel, die Einwohner daraus verjagte, und an der Spitze seines furchtbaren Heeres bis zu dem großen Flusse, welcher ihn von Juida trennte, vordrang. Der König dieses mächtigen Reiches war ein schwacher und feigherziger Fürst; er wurde von seinen Frauen und Minis-tern beherrscht, und auch itzt dachte er nicht einmal daran, dem Eroberer einige Truppen ins Feld zu stellen, in dem thörichten Wahn, die Götter des Landes würden dem Feinde den Eingang schon wehren. Er ließ daher alle Fetische, die man zusammentreiben konnte, an das Ufer des Flusses bringen. Der König von Dahomai, erstaunt und aufgebracht, daß er nur mit Schlangen kämpfen solle, warf sich mit seinem Heere in den Fluß, erreichte das jenseitige Ufer, und die Götter, von welchen man Wunder erwartete, wurden in Stücken gehauen, auf Kohlen geröstet, und von den Siegern verzehrt. Jetzt verließ den König von Juida alle Hoffnung, daß irgend

eine Gewalt im Stande ſei, ihn zu retten; er floh aus ſeiner Hauptſtadt, und verbarg ſich auf einer fern gelegenen Inſel. Die Krieger des Audati drangen in das Herz ſeiner Staaten; Schwert und Flamme gingen überall vor ihnen her; ſie verbrannten die Kornfelder, Städte und Dörfer, und erwürgten, ohne Barmherzigkeit, alles was Leben hatte. *)

Schrecken und Abſcheu hatte die wenigen Einwohner, welche dem Blutbade entronnen waren, zerſtreuet. Die drei Brüder trugen ihre Mutter auf den Schultern fort, und verſteckten ſich in dem Gehölz. So lange Darina noch irgend einer Gefahr ausgeſetzt war, wich Selico nicht von ihr; ſobald er ſie aber in Sicherheit ſahe, zitterte er für das Leben ſeiner Beriſſa, und lief nach Sabi, feſt entſchloſſen, ſie entweder zu retten, oder

*) Dieſe Eroberung des Truro Audati, des Dſchingis-Khans von Afrika, geſchahe im Monath März 1727. A. d. V.

mit ihr zu sterben. Die Dahomaer hatten so eben Sabi in Besitz genommen; die Straßen waren noch mit Blut bedeckt, die Wohnungen geplündert und niedergerissen, der Pallast des Königs und der Tempel der großen Schlange waren rauchende Ruinen, wobei Leichname in Haufen lagen, deren Köpfe diese Barbaren, ihrer Gewohnheit nach, mit fortgeschleppt hatten. Der unglückliche Selico gerieth in Verzweiflung; er wünschte sich den Tod, und both ihm tausendmal trotzig die Stirn unter diesen von Branntwein und Blut trunkenen Kriegern. Er lief hin und her unter den schrecklichen Trümmern, immer nach Berissa und Farulho forschend; er rief sie mit Klagegeheul, und konnte ihren Körper mitten unter so vielen verstümmelten Leichnamen nicht wieder erkennen.

Fünf schaudervolle Tage suchte er umher; itzt zweifelte er nicht mehr, daß auch Berissa und ihr Vater Opfer der wilden Dahomaer

geworden wären, und kehrte zu ſeiner Mutter zurück. Er fand ſie in dem Walde, wo er ſie mit ſeinen Brüdern zurückgelaſſen hatte. Sein finſtrer Gram, ſeine Geberden, ſeine wilden Blicke erſchreckten die trauernde Familie. Darina beweinte das Unglück ihres Sohnes; ſie wollte ihn tröſten, aber er war unempfindlich; er wollte durchaus keine Speiſe mehr zu ſich nehmen, und ſchien entſchloſſen den Hungertod zu ſterben. Guberi und Telone ſuchten ihn nicht durch Gründe und Bitten in ſeinem Entſchluß wankend zu machen; ſie wieſen auf ihre alte Mutter, die ohne Wohnung, ohne Brot, auf der ganzen Welt nichts mehr hätte, als ihre Kinder, und fragten ihn, ob er bei dieſem Anblick nicht Muth zum Leben fühlte.

Selico verſprachs, und bemühete ſich nun aus allen Kräften, bloß darauf zu denken, wie er mit ſeinen beiden Brüdern die zärtliche Sorgfalt für ihre Mutter theilen wollte. Sie

begaben sich tief in den Wald hinein, in ziemlicher Entfernung von Sabi, bauten eine Hütte in einem abgelegenen Thale und suchten sich durch die Jacht für den Mangel an Mais und Gartengewächsen schadlos zu halten.

Ohne Bogen und Pfeile, ohne alles nothwendige Hausgeräth, das sie auf ihrer schnellen Flucht nicht hatten mitnehmen können, empfanden sie bald die drückendste Noth. Der Früchte gab es wenig in jenen Wäldern, und die ungeheure Menge Affen, die sich dort aufhielten, machte sie ihnen noch streitig. Die Erde brachte nur Kraut hervor, und um sie zu bauen, fehlte es ihnen an Werkzeugen und Samen. Die Regenzeit trat ein, und mit ihr meldete sich der fürchterliche Hunger. Die arme leidende Mutter konnte ihr Lager von trockenem Laub aus Schwachheit nicht mehr verlassen, sie klagte zwar nicht, aber sie rang mit dem Tode. Ihre Söhne, die der Hunger entkräftet hatte, vermochten nicht mehr in den

allenthalben überſchwemmten Wald zu gehen; ſie machten Schlingen für die kleinen Vögel, welche ſich ihrer Hütte naheten; und fingen ſie einen, — was jedoch ſelten geſchahe, da ſie nicht einmal Lockſpeiſe hatten, — ſo brachten ſie ihn ihrer Mutter, und überreichten ihn ihr mit erzwungenem Lächeln; aber die Mutter aß ihn nicht, weil ſie ihn nicht mit ihren Kindern theilen konnte.

Drei Monathe vergingen, ohne daß dieſer fürchterliche Zuſtand ſich im mindeſten änderte. Endlich zwang ſie die Noth, irgend einen entſcheidenden Entſchluß zu faſſen. Sie gingen alle drei im Geheim mit einander zu Rathe. Guberi that zuerſt den Vorſchlag, daß man ſich nach der Küſte hin aufmachen und dort einen von ihnen an die erſte beſte Europäiſche Factorei verkaufen müßte, um dafür Brot, Mais, Ackergeräth, kurz alles was zur Erhaltung ihrer Mutter nöthig wäre, einzukaufen. Ein tiefes Stillſchweigen war die ganze Antwort

der beiden Brüder. Sich trennen, einander auf immer verlaſſen, ein Sclave der Weißen werden! ſchaudervoller Gedanke! — „Und wer von uns ſoll denn verkauft werden? —“ „Das Loos ſoll es entſcheiden“ antwortete Guberi. „Wir wollen drei ungleiche Steine in dieß irdene Gefäß werfen und ſie durcheinander ſchütteln; wer dann den kleinſten herausnimmt, ſoll der Unglückliche ſeyn . . . .“ „Nein, lieber Bruder,“ fällt Selico ein, „das Schickſal hat ſchon den Ausſpruch gethan; es hat mich zum Unglücklichſten gemacht. Habe ich nicht meine Beriſſa verloren? — Wer war es, der mich durch die Worte: „„du kannſt deiner Mutter helfen““ ins Leben zurück rief? Entlediget euch nun jenes Verſprechens; der glückliche Augenblick iſt gekommen; verkauft mich!“

Vergebens widerſetzten Guberi und Telone ſich dem großmüthigen Entſchluß ihres Bruders. Selico verwarf ihre Bitte, wollte

te es nicht aufs Loos ankommen laſſen, und drohete, allein zu entweichen, wenn ſie hartnäckig darauf beſtehen würden, nicht mitzugehen. Endlich gaben die beiden älteren Brüder nach. Es ward beſchloſſen, daß Guberi zu Hauſe bei der Mutter bleiben, und Telone den unglücklichen Selico nach dem Holländiſchen Fort begleiten ſollte. Sobald er das Geld für ſeinen Bruder empfangen haben würde, ſollte er mit den nothwendigſten Bedürfniſſen verſehen, zurückkehren. — Während dieſes Beſchluſſes blieb Selico allein ſtandhaft; als er aber nun ſeine Mutter verlaſſen und auf ewig von ihr Abſchied nehmen mußte; als er ſie zum letzten Mahl umarmte, und noch dazu hinterging; da er ihr feierlich zuſchwor, daß er bald mit Telone heim kehren würde; daß ſie nur nach ihrer alten Wohnung hingehen und ſehen wollten, ob ſie nicht vielleicht alle wieder dahin zurück kehren könnten: da mußte er ſich Gewalt anthun und ſeine Thränen zu verbergen ſuchen.

Die gute Alte schöpfte keinen Verdacht; sie konnte sich aber doch aus den Armen ihrer Kinder nicht los winden; sie zitterte für die Gefahren, welchen sie sich unterziehen wollten; und, durch eine unwillkürliche Ahndung fortgerissen, lief sie ihrem geliebten Selico nach, als dieser schon aus ihren Augen verschwand.

Die beiden Brüder, (es würde schwer gewesen seyn, den unglücklichsten unter ihnen heraus zu finden) erreichten in wenigen Tagen Sabi. Das Morden hatte daselbst aufgehört; der Friede begann wiederzukehren. Der König von Dahomai, jetzt im ruhigen Besitz von Juida, wollte den Handel mit den Europäern empor bringen, und ließ sie auffordern, dahin zu kommen. Viele Englische und Französische Kaufleute erhielten Zutritt bei dem Monarchen, der seine zahllosen Gefangenen an sie verkaufte, und die Ländereien der Besiegten unter seine Soldaten vertheilte. Tekoue fand bald einen Kaufmann, welcher ihm

hundert Thaler für ſeinen Bruder both. Er wankte und zitterte an allen Gliedern, als er in dem abſcheulichen Handel begriffen war. Plötzlich erſchell eine Trompete auf dem Markte, und ein Herold verkündigte mit lauter Stimme: daß der König von Dahomai demjenigen hundert Unzen Goldes verheiße, der ihm den unbekannten Neger lebendig überliefern würde, welcher in der vergangenen Nacht die Frechheit gehabt habe, das Serail des Großherrn zu entheiligen, und bei Anbruch des Tages mitten durch die Pfeile ſeiner Leibwache entſchlüpft wäre.

Als Selico dieſen Ausruf hört, winkt er ſeinem Bruder, den Handel mit dem Kaufmann nicht abzuſchließen. Dann zieht er ihn auf die Seite und redet ihn mit Entſchloſſenheit ſo an:

„Du ſollteſt mich zwar verkaufen — das war „mein eigner Wille, — um meiner Mutter das „Leben zu friſten; allein die mäßige Summe, „welche dieſer Weiße dir biethet, würde nur

„zu ihren nothwendigsten Bedürfnissen hinrei„chen. Vierhundert Unzen Goldes hingegen „würden sie und Euch auf immer glücklich ma„chen. Wir müssen sehen, sie zu bekommen, „lieber Bruder; du mußt mich gleich binden „und mich dem Könige als den Verbrecher „überliefern, nach welchem er forscht. Ent„setze dich nicht! ich weiß so gut als du, was „für eine Todesstrafe mich erwartet; ich habe „ihre Dauer berechnet; sie wird keine Stunde „währen. Meine Mutter litt ja länger, als „sie mich zur Welt brachte."

Teloue konnte ihm vor Schmerz nicht antworten. Von Entsetzen und Zärtlichkeit durchdrungen, fällt er Selico zu Füßen, umfaßt seine Kniee, drückt ihn an sich und beschwört ihn bei dem Namen seiner Mutter, seiner Berissa und bei allem, was er je geliebt, dieses schreckliche Vorhaben aufzugeben. „An wen erinnerst du mich?" antwortet Selico mit einem bittern Lächeln. „Ich

„habe Beriſſa verloren; ich will hin zu ihr.
„Ich rette meine Mutter durch meinen Tod,
„mache meine Brüder auf immer glücklich und
„überhebe mich einer Sclaverei, die wohl vier-
„zig Jahre währen kann. Meine Wahl iſt
„getroffen; höre auf mit deinen Bitten, oder
„ich überantworte mich ſelbſt. Und denn wirſt
„du die Frucht meines Todes verlieren, und
„Schuld an dem Unglück derjenigen ſeyn, wel-
„cher wir das Leben verdanken.“

Die Miene, der Ton, mit welchem Se-
lico dieſe letztern Worte ſprach, machten Te-
loue furchtſam; er wagte es nicht zu antwor-
ten, und gehorchte. Er hohlte Stricke, band
ihm beide Arme auf den Rücken, benetzte ihn
mit ſeinen Thränen, während er die Knoten
ſchürzte, und trieb ihn vor ſich her zum Pal-
laſt des Königs.

Die äußerſten Wachen halten ihn an; er
verlangt den Monarchen zu ſprechen. Man

meldet ihn; man führt ihn herein. Der König von Dahomai lag, von Geld und Edelgesteinen schimmernd, auf einem Polster von Scharlach, sein Kopf ruhte an dem Busen seiner Favoritinnen, die in Röcken von Goldstoff gekleidet, und vom Kopf bis auf den Gürtel entblößt waren. Zwanzig Schritte von ihm lagen die Minister, die Großen, die Feldherren, alle in der prächtigsten Kleidung, auf den Knieen; die Tapfersten unter ihnen zeichneten sich durch ein Halsband von Menschenzähnen aus, an welchem jeder Zahn einen Sieg bedeutete; einige Frauen hielten mit geschultertem Gewehr an den Thüren des Zimmers Wache; große goldene Gefäße mit Palmwein, gebrannten Wassern und starken Likörs standen durcheinander, nicht weit von dem Könige, und der Saal war mit den Hirnschädeln seiner Feinde gepflastert.

„Herrscher der Welt," redete Telone ihn an, und neigte dabei seine Stirn bis zur Erde,

„ich komme Deinen heiligen Befehlen gemäß,
„den Verbrecher — — — Weiter konnte
er nicht ſprechen, die Stimme erſtarb ihm
auf den Lippen. Der König fragt ihn; er
kann nicht antworten. — Darauf nimmt
Selico das Wort:

„König von Dahomai," ſprach er, „Du
„ſiehſt jetzt den Verbrecher vor Dir, den eine
„unglückliche Liebe vermocht hat, dieſe Nacht
„in das Innerſte Deines Serails zu dringen.
„Dieſer Mann hier, der mich gebunden hält,
„war lange Zeit mein Freund, und ich fürch-
„tete mich nicht, ihm mein Geheimniß zu ver-
„trauen; aber aus Dienſteifer für Dich hat er
„den Freund verrathen, hat er mich im Schlafe
„überfallen und gebunden. Jetzt iſt er hier,
„ſeine Belohnung zu fordern: gib ſie ihm; er
„hat ſie ſich verdient, der Unglückliche!"

Der König würdigte ihn keiner Antwort,
ſondern gab einem ſeiner Miniſter ein Zei-

chen, welcher sich sogleich Selico's bemächtigte, ihn den bewaffneten Frauen übergab, und Telouc seine vierhundert Unzen Goldes auszahlen ließ. Telouc im Besitz des Geldes, das er ohne Schaudern nicht berühren konnte, kaufte ungesäumt Lebensmittel ein, und eilte damit schnell aus der Stadt zu seiner Mutter zurück.

Schon machte man Anstalten zu der schrecklichen Todesstrafe, die in Juida auf den Ehebruch mit den Weibern des Königs gesetzt ist. Nicht weit auseinander werden zwei tiefe Gruben gemacht. Die eine ist für die unglückliche Verbrecherinn, die man an einen darin stehenden Pfahl bindet. Dann kommen alle Weiber des Serails, in ihren besten Feierkleidern, mit großen Gefäßen voll siedenden Wassers, das sie beim Schall der Trommeln und Pfeiffen über den Kopf der Unglücklichen gießen, bis sie den Geist aufgegeben hat. In der andern Grube ist ein Scheiterhaufen gebauet; quer

über derſelben bringt man eine eiſerne Stange an, die auf zwei an beiden Seiten errichteten Pfählen ruht. An dieſe Stange bindet man den Schuldigen, der ſo, weil ihm nur die äußerſte Flamme berühren kann, unter langſamen Martern verſcheidet.

Die Richtſtätte wimmelte von Volk. Die ganze Armee war unter den Waffen, und bildete ein Viereck, deſſen vorderſte Reihen die Flinten und Wurfſpieße gefällt hielten; die Prieſter in ihren Ceremonienkleidern erwarteten die beiden Schlachtopfer, um ihnen die Hände aufzulegen und ſie dem Martertode zu weihen. Sie kamen, die Unglücklichen, von zwei verſchiedenen Seiten, begleitet von den bewaffneten Weibern. Selico ging mit aufgerichtetem Haupte, ruhig und entſchloſſen. Jetzt war er bei dem Pfahle angekommen; unwillkürlich wirft er einen Blick auf die Gefährtinn ſeines Unglücks; Wer ſchildert ſein Entſetzen, ſeinen Schmerz! —

es ist Berissa! Er stößt einen Schrei aus; er will in ihre Arme stürzen, aber seine Henker halten ihn zurück. Doch bald machen diese ersten Regungen dem Unwillen Platz. „Unglücklicher!“ sagte er zu sich selbst, „du beweinest sie; du suchtest den Tod, in der Hoffnung „sie wieder zu finden, und sie war unterdessen „mitten unter jenen niedrigen Geschöpfen, die „um den Besitz eines Tyrannenherzens buhlen! Nicht allein an der Liebe ward sie „zur Verrätherinn; auch ihrem Herrn war sie „ungetreu; sie verdiente den Namen Ehebrecherinn; sie verdiente die Strafe, die ihrer „wartet! O meine Mutter! für dich, für dich „allein sterbe ich; bloß mit dir sollen sich meine „letzten Gedanken beschäftigen!“

In demselben Augenblick hat die unglückliche Berissa auch ihn erkannt; sie schreit auf, ruft die Priester herbei und sagt ihnen mit lauter Stimme: der junge Mann, den sie hinrichten wollten, sei nicht der, welcher in

das Serail gedrungen wäre; ſie ſchwört es im Angeſichte des Himmels bei den Bergen, bei dem Donner, bei dem Furchtbarſten aller Fetiſche. Die Prieſter gerathen in Schrecken, ſchieben die Hinrichtung auf und eilen mit dieſer Nachricht zum Könige, der ſich nun ſelbſt auf den Richtplatz begibt.

Zorn und Unwille legten die Stirn des Monarchen in Falten, als er ſich Beriſſa näherte. „Sclavinn!“ ſchrie er mit donnernder Stimme: „du, die die Liebe ihres Herrn „verachten konnte; Thörinn, die ich zu dem „Rang meiner erſten Gemahlinn erheben wollte; die meinen Antrag verwarf, und der ich „doch das Leben ließ; — was denkſt du dir, „daß du es wagſt, das Verbrechen deines Mitſchuldigen zu läugnen? Hoffſt du etwa, ihn „zu retten? — Iſt dieſer hier nicht dein Geliebter, ſo nenne mir den Rechten, Unglückliche! zeige ihn meiner Gerechtigkeit an, und „der Unſchuldige ſoll frei ſeyn.“

„König von Dahomai!“ antwortete Beriſſa, die ſchon an den Todespfahl angebunden war: „ich konnte Dein Herz nicht annehmen; das meinige war ſchon verſchenkt, „und ich geſtand es Dir ohne Scheu. Denkſt „Du, ein Mädchen, das durch Unwahrheit nicht „eine Krone erkaufen wollte, werde lügen im Augenblicke des Todes? Nein, was ich ſagte, iſt „Wahrheit; ich wiederhohle hier mein Geſtändniß: ein Mann iſt dieſe Nacht in mein Zimmer „gedrungen; er hat es erſt gegen Morgen verlaſſen, aber es war ein andrer als dieſer da. „Du befiehlſt mir, ihn zu nennen; das darf, das „will ich nicht. Ich bin bereit zum Tode; ich „weiß, daß mich nichts retten kann, und ich verlängere dieſe ſchrecklichen Augenblicke bloß, um „Dich von einem Verbrechen zurückzuhalten. „Ich ſchwöre es Dir noch einmahl, König von „Dahomai! das Blut dieſes Unſchuldigen „wird über Dich Selbſt kommen. Gib ihn frei, „und laß an mir die Strafe vollziehen. Ich „habe Dir nichts weiter zu ſagen.“

Den König machte die Rede der Beriſſa, und der feſte Ton, mit dem ſie ſprach, betroffen; er gab keinen weitern Befehl, ſondern ſtand da mit geſenktem Haupte, und wunderte ſich über den geheimen Widerwillen, den es ihm dießmahl koſtete, ein wenig Blut zu vergießen. Als er aber erwog, daß dieſer Neger ſich ſelbſt angeklagt habe; als er den Antheil, welchen Beriſſa an ſeinem Schickſale nahm, dem Mädchen für Liebe auslegte; da erwachte ſeine ganze Wuth. Er winkt den Henkern; und ſogleich iſt der Scheiterhaufen angezündet; der Zug der Weiber, die die Gefäße mit ſiedendem Waſſer tragen, ſetzt ſich in Bewegung. Auf einmal dringt ein Greis, athemlos und mit Wunden und Staub bedeckt, durch die Menge, und ſtürzt ſich zu den Füßen des Königs:

„Halt ein,“ keicht er, „halt ein! Ich „bin der Schuldige, ich habe die Mauern Dei„nes Serails überſtiegen, um meine Tochter

„daraus zu entführen. Ich war sonst der „Priester des Gottes, den man hier anbe„thete; meine Tochter ward aus meinen Armen „gerissen, und in Deinen Pallast gebracht. „Seit der Zeit suchte ich stets die Gelegenheit, „sie wiederzusehn. Diese Nacht glückte es „mir, bis zu ihr zu dringen; aber vergebens „war ihr Versuch, mir zu folgen; Deine Wa„chen wurden uns gewahr. Ich allein entkam „mitten durch die Pfeile, von denen Du mich „verwundet siehst. Hier bringe ich Dir Dein „Opfer! ich will sterben mit der, um die allein „das Leben Werth für mich hatte.“

Er hatte noch nicht geendet, als der Kö„nig schon den Priestern befahl, die beiden Unglücklichen los zu binden und vor ihn zu führen. Er fragte Selico, welch' ein mächtiger Bewegungsgrund ihn habe vermögen können, einen so qualvollen Tod zu suchen. Diesem schlug das Herz vor Freuden über die Entdeckung, daß Berissa ihm treu sei; er

bekannte alles ohne Furcht; er erzählte dem Monarchen ſeine Unglücksfälle, die Dürftigkeit ſeiner Mutter, und wie er endlich den Entſchluß gefaßt habe, für ſie die vierhundert Unzen Goldes zu gewinnen. Beriſſa und ihr Vater weinten bei dieſer Erzählung Thränen der Bewunderung; die Feldherren, die Soldaten, das Volk, alles war gerührt; der König ſelbſt fühlte Thränen aus ſeinen Augen rollen, obgleich niemahls ſonſt Thränen ſeine Wangen benetzt hatten. So groß iſt der Reitz der Tugend, daß ſelbſt Barbaren ihr huldigen müſſen!

Als Selico ausgeredet hatte, reichte ihm der König die Hand, richtete ihn auf, und wandte ſich nun an die Europäiſchen Kaufleute, die dieſe Hinrichtung herbeigelockt hatte: „Ihr," ſo ſprach er, „die ihr durch „Weisheit und Erfahrung, und durch „die Aufklärung, zu der euch eine lan„gegenoſſene Verfeinerung verhalf,

„so bis auf einen Thaler genau den „Werth eines Menschen bestimmen „gelernt habt; wie theuer schätzt ihr „den hier?“ Die Kaufleute geriethen in Verlegenheit über diese Frage. Ein junger Franzose, der dreister als die übrigen war, rief: „zehntausend Thaler in Golde!“ „Man „zahle sie an Berissa aus!“ erwiederte der König; „mit diesem Gelde soll sie sich Se„lico — nicht zum Sclaven kaufen, sondern „zum Gatten nehmen.“

Der Befehl ward sogleich befolgt. Der König von Dahomai begab sich darauf hinweg, voll Erstaunen über das Gefühl einer Freude, welche er bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Noch an demselben Tage erhielt Selico seine Berissa. Den andern Morgen reiseten die beiden Neuvermählten, von Farulho begleitet, mit ihrem Schatze zu Darina ab.

Sie

Sie und Selicos Brüder waren beinahe des Todes vor Freuden. — Dieſe tugendhafte Familie dachte nun ferner an keine Trennung, genoß ihrer Reichthümer, und both lange Zeit mitten unter Barbaren das ſchönſte Schauſpiel dar, das der Himmel den Menſchen hier niederen gewähren kann, — den Anblick des Glückes und des Ueberfluſſes, wovon Tugend allein die Quelle iſt.

Claudine.

Savoyiſche Novelle.

Im Monath Julius 1788. befand ich mich zu Ferney, das, ſeit Voltaire's Tode, jenen wüſten Schlöſſern gleicht, wo ſonſt die Geiſter ihren Wohnſitz gehabt haben. Ich beſchloß, hier die berühmten Savoyiſchen Eisberge zu beſuchen, und einer meiner Freunde, ein Genfer, hatte die Gefälligkeit, mich zu begleiten.

Ich will keine Beſchreibung von dieſer Reiſe liefern; weil ich, um ihr Leſer zu verſchaffen, jenen geprieſenen, erhabenen, und den Ungeweiheten durchaus unverſtändlichen Styl nachahmen müßte, deſſen ein empfindſa-

mer Reiſender heut zu Tage nicht Umgang nehmen darf; und hätte er auch nur zwei Meilen zurückgelegt. Ich würde immer nur von Begeiſterungen, Entzückungen und Schaudern ſprechen müſſen; und ich geſtehe, daß dieſe Worte, ſo verſtändlich ſie auch immer geworden ſeyn mögen, mir noch nicht geläufig genug ſind. Ich habe den Mont blanc, die Eisſee und die Quelle des Arveron geſehen. Schweigend betrachtete ich lange dieſe ſchrecklichen, in ewigen Nebel gehüllten Felſen; dieſe über die Wolken ragenden Eisſpitzen; dieſen breiten Strom, den man Meer nennt, deſſen unbewegliche Fluthen, plötzlich in ihrem Laufe aufgehalten, noch im Aufruhr zu ſeyn ſcheinen; dieß durch den Schnee ſo vieler Jahrhunderte gebildete unermeßliche Gewölbe, von welchem herab ſich ein weißlicher Strom ergießt und Eisſchollen zwiſchen Felſenklüften herunter ſtürzt. Alles das erregte einen Schauder in mir und verſenkte mich in Wehmuth. Ich wähnte das ſchreck-

liche Bild der Natur zu sehen, wie sie des Sonnenlichts beraubt, und der Wuth der Stürme Preis gegeben ist. Beim Anblick dieses fürchterlich schönen Schauspiels zollte ich dem Allmächtigen meinen Dank dafür, daß er es uns doch nur so selten zeigt. Ich sehnte mich nach der Rückkehr, um das Thal, das liebliche Thal von Maglan *) wieder zu sehen. Dort hofft' ich Trost für diese niederschlagenden Anblicke zu finden, wenn ich langsam die lachende Landschaft durchreis'te, an den Ufern der Arve den reichen grünen Teppich, die friedlichen Wälder, den Schmelz der Wiesen, die Hütten und zerstreuet liegenden Häuser betrachtete, wo meine Einbildungskraft mir einen Greis vor die Augen zauberte, wie ihn seine Familie umringt; eine Mutter, wie sie ihren Sohn säugt; und ein junges liebendes Paar, wie es vom Altar

*) Ein reitzendes Thal an den Ufern der Arve, das man auf dem Wege nach Chamounis durchwandert.

kommt. Auf ſolchen Scenen ruhet mein Auge mit Wohlgefallen; ſolch' ein Anblick rührt mein Herz und erfüllt es mit angenehmen Erinnerungen, oder mit ſüßem Sehnen.

O Du, mein trauter Geßner, Du dachteſt gleich mit mir. Du warſt in dem Lande geboren, das die mannigfachſten Scenen, die mahleriſchſten Ausſichten darbiethet; das ganz dazu geſchaffen iſt, Dir Stoff zu immer abwechſelnden Schilderungen zu geben: aber Du folgteſt dem großen Haufen nicht, und mißbrauchteſt nie die Kunſt zu ſchildern; Du wußteſt wohl, daß ein Gemählde, ſo blendend auch immer ſein Coloritt ſeyn mag, nie gefallen könne, wenn keine menſchliche Figuren es beleben. Du ſangſt die dämmernden Haine, die grünenden Wieſen, die durchſichtigen Bäche; aber Schäferinnen und Hirten geben uns dort Unterricht in der Liebe, in der Frömmigkeit und im Wohlthun. Wenn man Dich lieſt, ſo durchläuft der befriedigte Blick die

Landschaft, die Du mahltest, aber die Seele, noch befriedigter als er, prägt sich nützliche Lehren ein und fühlt die süßesten Regungen.

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich mein Geist zu Chamounis, als ich auf der Rückkehr von der Eissee den Montanvert herabstieg. Nach einer zweistündigen höchst beschwerlichen Wanderung kam ich zu der Quelle, wo ich diesen Morgen ausgeruhet hatte. Ich wollte mich jetzt wieder dort ausruhen; denn so wenig Reitz auch die Rauschbäche für mich haben, so sehr gefallen mir doch die Quellen. Ueberdieß war ich herzlich müde, ohne der edlen Ermüdung werth zu seyn. Ich bath meinen ehrlichen Führer, der Franz Paccard hieß, sich bei mir nieder zu setzen, und wir geriethen in ein sehr unterhaltendes Gespräch über die Sitten, den Charakter und die Lebensart der Bewohner von Chamounis. Eben hörte ich aufmerksam dem guten Paccard zu, der mir diese ein-

fachen Sitten ſchilderte, — von denen man immer ſo gern ſpricht, wär's auch nur um ihren Verluſt zu bedauern, — als ein artiges kleines Mädchen ſich uns näherte, und mir einen Korb mit Kirſchen anboth. Ich nahm ihn und bezahlte die Kirſchen. Sobald das Mädchen weg war, ſagte Paccard lächelnd zu mir: „vor zehn Jahren mußte es einmal „eine von unſern jungen Bäuerinnen hier an „dem Platze, wo wir ſitzen, theuer büßen, daß „ſie einem Reiſenden auch ſolch' einen Korb mit „Früchten dargebothen hatte.“ Ich bath Paccard, daß er mir die Geſchichte erzählen möchte. „Sie iſt ein wenig lang,“ erwiederte er, „ich habe ſie bis auf die allerkleinſten Umſtände durch den Pfarrer von Salenches „erfahren, der ſelbſt dabei eine bedeutende „Rolle ſpielte.“ Ich drang in Paccard, mir die Erzählung des Pfarrers von Salenches zu wiederhohlen; wir ſaßen jeder an eine Tanne gelehnt, aßen unſre Kirſchen, und Paccard fing ſeine Geſchichte an:

„Sie müssen wissen, mein Herr, daß unser Thal von Chamounis vor zehn Jahren noch nicht so berühmt war, als es jetzt ist. Damals besuchten uns noch keine Reisenden, die uns ihre Louisd'or bezahlen, um unsern mit Eis bedeckten Schnee zu sehn und unsre kleinen Kieselsteine aufzulesen. Wir waren arm, wir kannten das Böse nicht; und unsre Frauen und Töchter, die nur mit der Wirthschaft sich beschäftigten, kannten es noch weniger. Ich sage Ihnen dieß im voraus, damit Sie Claudinens Fehltritt nicht so strenge beurtheilen. Das arme Kind war so unbefangen, daß es nicht schwer seyn konnte, sie zu betrügen.

Claudine war die Tochter des alten Simon, eines Bauers im Dorfe der Priorey.*) Dieser Simon (ich habe ihn recht gut gekannt; denn er ist erst zwei Jahre todt)

*) Das vornehmste Dorf im Thal von Chamounis.

war der Schulze des Dorfes, und ſeiner Rechtſchaffenheit wegen in der ganzen umliegenden Gegend geehrt. Sein Charakter war von Natur ſtrenge; ſich ſelbſt verzieh er nichts, und andern nur wenig; man fürchtete ihn eben ſo ſehr, als man ihn ſchätzte. Wer von unſern Thalbewohnern ſich mit ſeiner Frau gezankt, oder ein Glas zuviel am Sonntage getrunken hätte, würde mit Simon die ganze Woche hindurch nicht haben ſprechen dürfen. Unſre Kinder hielten mit Lärmen inne, wenn er vorbei ging; hurtig nahmen ſie ihre Hüte ab, und fingen ihre Spiele erſt wieder an, wenn Herr Simon ſchon weit weg war.

Simon war ſeit dem Tode ſeiner Magdalene Wittwer geblieben. Sie hatte ihm zwei Töchter hinterlaſſen. Die älteſte, Nanette, hatte eine ziemlich gute Figur; aber Claudine, die jüngere, war ein Engel von Schönheit. Ihr niedliches rundes Geſicht, ihre ſchönen ſeelenvollen ſchwarzen Augen, ihre

gewölbten Augenbraunen, ihr kleiner Mund, so frisch als diese Kirsche hier; ihr unschuldsvolles frohes Wesen machten alle junge Bursche in sie verliebt; und wenn sie des Sontags zum Tanze kam mit ihrem Leibchen von blauem Zeuge, das sich dicht an ihren feinen Wuchs anschloß; mit ihrem bebänderten Strohhut, und ihrem runden Häubchen, das kaum ihr langes Haar zusammenhalten konnte; — dann hatte keiner einen andern Gedanken, als ob ihn nun bald wieder die Reihe treffen würde, mit Claudinen zu tanzen.

Claudine war erst vierzehn Jahr alt; ihre Schwester Nanette war neunzehn, und blieb immer zu Hause, um die Wirthschaft zu besorgen. Claudine, als die jüngste, hüthete die Herde auf dem Montanverd. Sie nahm sich des Morgens ihr Mittagbrot und ihren Spinnrocken mit, und so verging ihr der Tag unter Spinnen und Singen, oder unter Geplauder mit den andern Schäferin-

nen. Abends kehrte ſie immer zu ihrem Vater zurück, der nach dem Abendeſſen ſeinen Töchtern aus der Bibel vorlas und ihnen ſodann ſeinen Segen gab: worauf ein jeder ſich ſchlafen legte.

Zu der Zeit nahmen die Beſuche der Reiſenden, die unſre Gletſcher ſehen wollten, ihren Anfang. Ein junger Engländer, Namens Belton, der Sohn eines reichen Kaufmanns zu London, kam auf ſeiner Reiſe nach Italien durch Genf, und hatte den Einfall Chamounis zu beſuchen. Er trat bei Frau Couteran *) ab, und des andern Morgens um vier Uhr, beſtieg er, von meinem Bruder Michel begleitet, der jetzt der älteſte unter den Führern iſt, den Montanverd, um die Eisſee zu ſehn. Er kam gegen elf Uhr zurück und ruhte, wie wir, an

*) Dieß iſt der ſehr bekannte Name der Beſitzerinn des älteſten Gaſthofes zu Chamounis.

dieſem nämlichen Quell aus. Claudine hüthete eben in dieſer Gegend ihre Schafe; ſie ſah, daß er ſehr erhitzt war, und bot ihm Milch und Früchte an, die ihr Mittagbrot ausmachten. Der Engländer dankte freundlich, ſah ihr lange ins Geſicht und plauderte einige Zeit mit ihr. Er wollte ihr fünf oder ſechs Guineen geben; Claudine ſchlug es aus. Nun verlangte er ihre Herde zu ſehn, die ſie unter den großen Bäumen gelaſſen hatte; und die arme Claudine ſchlug es nicht aus, ihn dahin zu führen. Der Engländer bath ſeinen Begleiter, ihn zu erwarten, und flog mit Claudinen davon. Er blieb zwei gute Stunden aus. Was ſie dort weiter ſprachen, kann ich nicht erzählen; denn kein Menſch hat ſie behorcht. Genug, daß Belton noch denſelben Abend abreiſ'te, und daß Claudine, als ſie nach Hauſe zurückkam, immer in Gedanken ſaß, ſich in Träumen verlor, ſeufzte, und am Finger einen ſchönen grünen Stein trug, den ihr der Engländer geſchenkt hatte.

Ihre Schweſter fragte ſie, woher ſie den Ring habe. „Ich hab' ihn gefunden," antwortete Claudine. Simon machte ein verdrießlich Geſicht, nahm ſogleich den Ring und trug ihn zur Frau Couteran, damit man den Reiſenden der den Ring verloren habe, entdecken möchte. Allein kein Reiſender forderte ihn zurück. Belton war ſchon weit weg, und Claudine, die ihren Stein wieder erhielt, wurde mit jedem Tage trauriger.

Fünf oder ſechs Monathe vergingen. Claudine kam alle Abend mit verweinten Augen nach Hauſe. Endlich faßte ſie den Entſchluß, ihrer Schweſter Manette ihr Geheimniß zu entdecken. Sie geſtand, daß Belton an jenem Tage, da ſie ihn auf dem Montanverd traf, ihr geſagt habe, daß er ſie liebe, daß er ſich zu Chamounis ankaufen wolle, um ſie nie wieder zu verlaſſen, und ſie zu heirathen. „Ich hab' es ihm geglaubt," ſetzte Claudine hinzu, „er hat es mir mehr

denn hundertmahl geſchworen; er ſagte mir, daß ſeine Geſchäfte ihn nöthigten, nach Genf zurückzukehren, daß er aber in vierzehn Tagen wieder hier ſeyn wolle; dann würde er ſich bei uns niederlaſſen, und unſre Hochzeit ſolle ſogleich vor ſich gehn. Er ſetzte ſich neben mir, umarmte mich, nannte mich ſeine Frau, und gab mir dieſen ſchönen Stein als Brautring. Mehr kann ich dir nicht erzählen meine Schweſter; aber ich bin ſehr unruhig: ich bin krank, ich weine den ganzen Tag. Vergebens ſeh ich den Weg nach Genf hinunter; — Belton kommt nicht zurück."

Nanette, die ſich erſt kürzlich verheirathet hatte, drang mit Fragen in die arme Claudine. Sie erfuhr endlich nach einem Strom von Thränen, den dieſe vergoß, daß der Engländer das unbefangene, unglückliche Mädchen ſchändlich hintergangen habe, und daß Claudine ſchwanger ſei.

Was war nun zu thun? wie dem furchtbaren Simon die Nachricht von dem Unglück hinterbringen? Denn verbergen konnte man es ihm doch nicht. — Die gute Nanette trieb die Verzweifelung ihrer Schweſter nicht durch unnütze Vorwürfe noch höher; ſie ſuchte ſogar ihr Troſt einzuſprechen, indem ſie ihr Hoffnung zu einer Vergebung machte, an deren Erlangung ſie ſelbſt verzweifelte. Lange überlegte ſie mit der Unglücklichen, wie es anzufangen ſei; endlich ging ſie mit Einwilligung derſelben zu unſerm guten Pfarrer, entdeckte ihm alles unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, und bath ihn inſtändigſt, ihrem Vater es beizubringen, ihn zu beſänftigen, ihn zu überzeugen, daß der Fehltritt Claudinens die Schuld des Böſewichts von Engländer ſei; und alles mögliche zu thun, um die Ehre, oder doch wenigſtens das Leben der armen Unglücklichen zu retten. So ſehr unſern Pfarrer auch dieſe Geſchichte betrübte, ſo nahm er es dennoch auf ſich, ſie Simon zu hinterbringen,

und wählte dazu eine Zeit, wo er gewiß wußte, daß Claudine auf dem Montauverd sei.

Simon las nach seiner Gewohnheit im alten Testament. Unser guter Pfarrer setzte sich zu ihm und sprach mit ihm über die schönen Geschichten, die dieses heilige Buch enthält. Vorzüglich bewunderte er die Geschichte von Joseph, wie er seinen Brüdern vergibt, oder vom großen König David, wie er seinem Sohne Absalon verzeiht, und noch andre, die ich nicht weiß, aber die der Herr Pfarrer sehr wohl kennt. Simon war ganz seiner Meinung. Der Herr Pfarrer sagte ihm dann weiter, daß Gott uns diese Beispiele von Barmherzigkeit habe aufzeichnen lassen, damit wir durch Güte und Nachsicht gegen unsre Brüder, wie sie Joseph besaß, oder gegen unsre Kinder, wie sie David ausübte, uns eben derselben Nachsicht bei unserm allgemeinen Vater im Himmel würdig machen soll-

ſollten. Er ſagte das alles weit beſſer, als ich es zu ſagen weiß, aber Sie ſehen doch wohl, daß unſer Pfarrer den Alten ſo nach und nach auf die Unglücksposſt vorbereitete. Simon verſtand ihn lange nicht. Endlich merkte er es. Bleich und zitternd vor Zorn ſprang er auf und griff nach dem Gewehr, das er zur Gemſenjacht brauchte, um ſeine Tochter zu erſchießen. Der Pfarrer warf ſich auf ihn, entwaffnete ihn und hielt ihn zurück. Bald erinnerte er ihn nachdrücklich an ſeine Chriſtenpflicht; bald umarmte er ihn, beklagte ihn, drückte ihn an ſeine Bruſt; und ſo brachte er es endlich ſo weit, daß der alte Simon, der bis dahin mit trocknen Augen, bleichen Lippen und am ganzen Leibe zitternd da geſtanden hatte, in ſeinen Lehnſtuhl zurückſank, beide Hände vor die Stirn hielt und einen Strom von Thränen vergoß.

Der Pfarrer ließ ihn eine Weile weinen, und ſagte ihm kein Wort; ſodann wollte er

mit ihm über die Maßregeln sprechen, die man nehmen könnte, um Claudinens Ehre zu retten; aber Simon unterbrach ihn. „„Mein Herr Pfarrer,““ sagte er, „„es ist auch noch was zu retten, wo alles verloren ist! Jede Maßregel, die wir ergreifen könnten, würde uns selbst zu Verbrechern machen, da wir uns mit Lügen helfen müßten. Die Unglückliche darf nicht länger hier bleiben; sie würde ein Aergerniß für Alle, und eine Marter für ihren Vater seyn. Sie mag gehn, Herr Pfarrer, sie mag leben, da der Niederträchtige doch leben kann; aber ich muß fern von ihr sterben; sie muß heute noch fort. Sie soll unser Land verlassen, und mein eisgraues Haar, das sie entehrt hat, niemahls wieder sehn.““

Der Hr. Pfarrer wollte den rauhen Vater umzustimmen suchen; aber alle seine Versuche waren fruchtlos. Simon wiederhohlte den unwiderruflichen Befehl, daß Claudine abreisen solle. Unser guter Pfarrer ging trau-

rig von ihm weg. Da kam ihm der Alte nachgelaufen, führte ihn in ſeine Stube zurück, verſchloß die Thür, händigte ihm einen alten ledernen Beutel mit etwa funfzig Thalern ein, und ſagte: „„Herr Pfarrer, die Unglückliche wird an allem Mangel leiden; geben Sie ihr dieſe funfzig Thaler; aber nicht als kämen ſie von mir, um alles in der Welt nicht! ſondern als ein Almoſen von Ihnen. Sagen Sie ihr, daß das Mitleiden Sie bewege, das Gut der Armen einer Verbrecherinn zu geben; vor allen Dingen ſprechen Sie nicht von mir — — Und wenn Sie jemand wüßten — — dem Sie ſchreiben könnten — — dem Sie die Unglückliche — — Ich kenne Ihre Menſchenliebe, ich will Ihnen nichts weiter ſagen, ich will auch um nichts wiſſen.“ “

Des Pfarrers Antwort war ein Händedruck; er eilte zu Nanetten, die ihn auf der Straße mehr todt als lebendig erwartete. „„Geht,“ “ ſagte er, „„geht in die Kammer

Eurer Schweſter, packt alle ihre Habſeligkeiten zuſammen, nehmt alles, was Ihr finden könnt; und bringt es zu mir, nur dort kann ich Euch ſprechen.““ Manette gehorchte mit Thränen; ſie ahndete wohl, was kommen ſollte, und legte in Claudinens Bündel ihre eigenen Kleider, ihre Wäſche, und das wenige Geld, das ihr gehörte. Dann kam ſie zu unſerm Pfarrer zurück, der ihr ſeine Unterredung mit Simon erzählte, ihr einen langen Brief an den Pfarrer von Salenches übergab, und ſie mit dieſen Worten entließ:

„„Meine liebe Tochter, noch heute müßt Ihr Eure Schweſter nach Salenches begleiten. Erzählt ihr alles was vorgefallen iſt. — Es iſt unnöthig, daß ich ſie noch ſpreche; mein Amt würde mich verbinden, ihr Vorwürfe zu machen, und das wäre jetzt Grauſamkeit. Gebt ihr dieſen Beutel, dem ich noch einige Thaler von meinem Erſparten zufügen will; und hier dieſen Brief an meinen Amtsbruder,

den Pfarrer von Salenches: begleitet ſie bis zum Pfarrhauſe; mit hinein braucht Ihr nicht zu gehn. Kehrt ſodann zu Eurem Vater zurück. Ihr ſeid ihm nothwendig, mein Kind; Euer gutes Betragen, Eure Tugend wird — das hoffe ich — den Kummer lindern, den ihm Eure Schweſter macht. Geht, meine Tochter, reiſet ſogleich ab; morgen ſehen wir uns wieder.“ “

Nanette ſeufzte, nahm das Bündel, den Brief und den Beutel, und ging nach dem Montanverd. Sie fand Claudinen auf der Erde liegend, in Thränen und Verzweiflung. Nanette verheelte ihr lange den Befehl, welchen ſie brachte; aber als Claudine doch nun hörte, daß ſie auf der Stelle aufbrechen müſſe, erhob ſie ein jämmerliches Geſchrei, zerrauſte ſich das Haar, zerſchlug ſich das Geſicht, und rief unaufhörlich: „ „ich bin verſtoßen, mein Vater gibt mir ſeinen Fluch mit auf den Weg! Tödte mich, tödte

mich, Schweſter, oder ich ſtürze mich hier in dieſen Abgrund!“ “

Nanette umarmte ſie und hielt ſie feſt umſchlungen. Sie brachte mehrere Stunden damit zu, ſie zu beſänftigen, machte ihr Hoffnung, daß Simons Zorn einmahl ſich legen würde, und verſprach ihr, ſie oft zu beſuchen, ſie niemahls zu verlaſſen. Endlich brachte ſie Claudinen dahin, daß ſie ſich zur Abreiſe entſchloß, und beide machten ſich beim Einbruch der Nacht auf den Weg nach Salenches. Sie gingen um unſer Dorf herum; denn die arme Claudine würde, ſo finſter es auch war, geglaubt haben, daß alle Welt ihren Fehltritt auf ihrer Stirn leſen könne.

Die Reiſe war traurig, wie man leicht denken kann; ſie erreichten Salenches erſt mit Anbruch des Tages. Nanette konnte ſich nicht entſchließen mit ihrer Schweſter vor

dem dortigen Pfarrer zu erſcheinen. Sie nahm noch vor der Stadt Abſchied von Claudinen, hielt ſie lange an ihren Buſen gedrückt, übergab ihr alles, was ſie für ſie mitgenommen hatte, und war über die Trennung faſt eben ſo untröſtlich, als ihre unglückliche Schweſter.

Sobald Claudine ſich allein ſahe, verließ ſie aller Muth; ſie verbarg ſich auf den Bergen und brachte dort den Tag ohne Nahrung zu. Sie war entſchloſſen Hungers zu ſterben. Aber als es Nacht geworden war, ward ihr bange, ſie ſuchte den Weg nach der Stadt und fragte mit Schüchternheit nach der Wohnung des Pfarrers. Man zeigte ſie ihr. Sie klopfte leiſe an, und eine alte Haushälterinn öffnete die Thür.

Claudine ſagte, daß ſie von dem Pfarrer aus dem Dorfe der Priorey komme, und die Haushälterinn führte ſie ſogleich zu ihrem

Herrn herein, der eben ganz allein beim Kaminfeuer sein Abendbrot aß. Claudine wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen oder ein Wort zu sprechen; sie gab ihm zitternd den Brief, und während der Pfarrer sich näher zum Lichte rückte und las, bedeckte sich das arme Mädchen mit beiden Händen das Gesicht und sank bei der Thür auf die Kniee nieder.

Der Pfarrer von Salenches ist ein braver, würdiger Mann; sein ganzes Kirchspiel liebt und ehrt ihn wie einen Vater. Als er den Brief gelesen hatte, und sich umdrehte, sah er das junge Mädchen in Thränen schwimmend auf den Knieen. Dieser Anblick lockte auch seine Thränen hervor. Er hob sie auf, lobte ihre Reue, machte ihr Hoffnung zur Vergebung eines Fehltritts, der ihr so schmerzlich sei, und nöthigte sie, so sehr sie sich auch weigerte, zu essen. Sodann rief er seine Haushälterinn, und trug ihr auf, ein Bett für Claudinen zurecht zu machen, die voll Er-

ſtaunen darüber, daß es noch einen Menſchen auf der Welt gäbe, der ſie nicht verachtete, ihm ſtillſchweigend die Hand küßte; denn reden konnte ſie nicht. Auch der Haushälterinn, die ſichs angelegen ſeyn ließ, ſie zum Eſſen zu bewegen, küßte ſie die Hände. Der Pfarrer ſaß neben ihr, und ſprach ihr freundlich zu. Er ſagte nicht ein einziges Wort, das ſie an ihr Unglück hätte erinnern können; ſondern er erkundigte ſich nach ſeinem Amtsbruder, dem guten Pfarrer im Dorfe der Priorey; erzählte die edlen Handlungen, die dieſer würdige Lehrer verrichtet habe, und wiederhohlte es gefliſſentlich recht oft, daß es die ſchönſte und ſüßeſte Pflicht ihres Amtes ſei, die Unglücklichen zu tröſten und verirrte Seelen auf den rechten Weg zu leiten. Claudine hörte ihm mit ſolcher Ehrfurcht, mit ſolcher Erkenntlichkeit zu, daß ſie das Eſſen darüber vergaß; ſie ſah ihn mit naſſen Augen an, er ſchien ihr ein Engel des Himmels, den Gott geſendet habe, ſie aufzurichten. Als ſie mit dem Eſſen fertig war,

kam die Haushälterinn und sagte, daß ihre Kammer eingerichtet sei. Claudine legte sich um vieles getrösteter nieder; sie schlief zwar nicht, genoß aber doch einer erquickenden Ruhe.

Gleich am andern Morgen lief der gute Pfarrer in Salenches umher, eine kleine Wohnung zu suchen, wo Claudine ihre Niederkunft abwarten könne. Eine alte Frau, die ganz für sich lebte, und Frau Felix hieß, both eine Kammer dazu an, und versprach verschwiegen zu seyn. Claudine zog in der Nacht dorthin. Der Pfarrer bezahlte das Kostgeld auf drei Monath voraus, und Frau Felix kam mit ihm dahin überein, daß sie Claudinen für eine Nichte von sich ausgeben wolle, die zu Chambery verheirathet wäre. Alles wurde in Richtigkeit gebracht. Es war auch hohe Zeit; denn die Beschwerlichkeiten der Reise, die Angst und die heftige Gemüthsbewegung, die Claudine ausgestanden hatte,

verurſachten, daß ſie noch denſelben Abend Wehen fühlte. Ob ſie gleich erſt im ſiebenten Monath ihrer Schwangerſchaft war, kam ſie doch mit einem Knaben, ſo ſchön wie ein Engel, nieder. Frau Felix hielt ihn über die Taufe, und gab ihm den Namen Benjamin.

Der Pfarrer wollte das Kind ſogleich aus dem Hauſe geben, aber Claudine bath ihn ſo ſehr, ſagte ihm mit ſo vielen Thränen, daß ſie lieber ſterben, als ſich von ihrem kleinen Benjamin trennen wolle, daß er ihn ihr wenigſtens die erſten Tage laſſen mußte. Dieſe waren vergangen, und die Zärtlichkeit der Mutter für ihren Sohn war nur noch ſtärker geworden. Der Pfarrer ſprach ſehr vernünftig, er ſtellte ihr vor, daß ſie ihre Rückkehr nach Chamounis und die Ausſöhnung mit ihrem Vater unmöglich mache. Claudine hörte ihn mit niedergeſchlagenen Augen an, und ſchloß, ſtatt aller Antwort, den kleinen Benjamin in ihre Arme.

Unmerklich verging die Zeit. Claudine hatte ausgestillt, und wohnte immer noch bei Frau Felix, von der sie recht herzlich geliebt ward. Die funfzig Thaler von ihrem Vater, und das Geld, welches Nanette in ihr Bündel gelegt hatte, waren hinreichend zur Bezahlung ihres Kostgeldes. Die gute Nanette wagte es nicht, ihre Schwester in Salenches zu besuchen, aber sie brachte alles, was sie ersparen konnte, zu unserm Pfarrer, der es seinem Amtsbruder überschickte. So fehlte es Claudinen an nichts. Sie hatte so wenig Bedürfnisse; sie ging nicht weiter aus als des Sontags in die Frühmesse. Die übrige Zeit brachte sie mit ihrem Sohn und der Alten zu. Diese hatte ehemals zu Bonneville Schule gehalten und lehrte jetzt Claudinen lesen und schreiben. Ueberhaupt gab sie ihr eine Art von Ausbildung. Claudine war nicht mehr unglücklich; der kleine Benjamin war allerliebst; aber dieß Glück konnte nicht ewig währen.

Anderthalb Jahr waren itzt verfloſſen. Benjamin konnte nun allein gehn. Claudine hatte den Unterricht der Frau Felix ſo gut benutzt, daß ſie im Stande war, ſelbſt einmahl ihren Sohn zu unterrichten. Der Kleine wurde mit jedem Tage liebenswürdiger, ſo daß ſie es nicht müde werden konnte, ihn zu bewundern; ſie beſchäftigte ſich mit nichts außer ihm; ſie dachte an nichts, als an ihn. Aber ein Beſuch, den ihr der Pfarrer von Salenches eines Tages machte, änderte ihr Schickſal.

„„Mein liebes Kind,“ “ ſagte er zu ihr, „„als ich Euch aufnahm, als ich Euren Fehltritt mit dem Mantel der Liebe zudeckte, war es mein Plan, Euer Kind auf dem Lande erziehen zu laſſen, und ihm in der Folge Mittel an die Hand zu geben, wie er ſich ſein Brot verdienen könne. Ich hoffte, während dieſer Zeit den Zorn Eures Vaters zu beſänftigen, und ihn dahin zu bringen, daß er Euch wieder in

sein Haus aufnähme, wo er über Eure Reue, Eure Sittsamkeit, Eure Liebe zur Ordnung und Arbeit, des Kummers, den Ihr ihm gemacht, vergessen haben würde. Dieß war der einzige vernünftige Schritt, der Euch die Freundschaft Eures Vaters und die Achtung Eurer Freunde wieder erwerben konnte. Ihr allein seid es, die sich alle dem widersetzt; Eure übertriebene Zärtlichkeit für Euren Sohn; Euer Entschluß, Euch niemals von ihm zu trennen, verbannt Euch auf immer aus dem väterlichen Hause. Wie könnt Ihr verlangen, daß Simon das Kind um sich leiden soll? Was könnte es in seinen Augen, was in den Augen des ganzen Dorfes anders seyn, als ein Gegenstand ewiger Schande und immerquälender Schmerzen? Ihr habt Vernunft, Empfindung und Verstand genug, um einzusehen, daß Ihr entweder Eurem Kinde, oder Eurem Vater, Eurer Familie und Eurer Heimath entsagen müßt. Ich lese es in Euren Augen, daß Ihr schon gewählt

habt, aber ich muß es Euch vorſtellen, daß Ihr nicht Zeitlebens bei dieſer rechtſchaffnen armen Frau bleiben könnt; zwar iſt ſie Euch herzlich gut, ich weiß es; und wird es auch vielleicht von Euch verlangen, daß Ihr Euch niemahls von ihr trennen ſollt; aber ihre Dürftigkeit verſtattet es ihr doch nicht, Euch umſonſt bei ſich zu behalten. Ich ſelbſt kann die kleinen Beiträge, die ich bisher gab, nicht fortſetzen, weil das was ich erübrige, ein Eigenthum aller Unglücklichen iſt. Ich habe gegen Euch die Pflichten erfüllt, die Eure unglückliche Lage mir vorſchrieb, aber ich würde ſtrafbar handeln, wenn ich die andern Unglücklichen ihrem Schickſale überließe, um einer Vorliebe nachzuſehen, die ich entſchuldige, die mich rührt, aber die ich nicht aufmuntern darf. Ihr werdet mir antworten, daß Ihr von dem Gelde leben könnt, das Eure Schweſter Euch zukommen läßt; aber dieß Geld entzieht ſie ſich, ihrer Familie und ihrem Manne. Nanette baut das Land, indeß Ihr Ben-

jamin liebkoset; Nanette schickt Euch die Frucht ihrer sauren Arbeit, und — Nanette hat keinen Fehltritt gethan. Ich lege Euch die Frage ans Herz, meine liebe Tochter: „„Dürftet Ihr noch lange diese Wohlthaten annehmen?““ — Es bliebe Euch nur eine Nahrungsquelle übrig. Die wäre, daß Ihr in Genf oder Chambery Dienste suchtet. In Eurem Alter, bei Eurer Gestalt, und bei den bösen Beispielen, die Euch vielleicht umgeben könnten, würde Euch diese Lage mancher Gefahr aussetzen. Ueberdieß zweifle ich, daß Ihr mit einem Kinde, von dem Ihr Euch nicht trennen wollt, eine Herrschaft findet. Erwäget wohl, was ich Euch hier vorstelle; denkt reiflich darüber nach; ich gebe Euch zwei Tage Bedenkzeit. Ihr sagt mir dann, wozu Ihr Euch entschlossen habt, und ich verspreche Euch, noch alles für Euch zu thun, was in meinen Kräften steht.““

Nach dieser Unterredung verließ sie der Pfarrer. Claudine wankte hin und her; ihr

ihr Gemüth war in der heftigſten Bewegung. Sie fühlte die Wahrheit von alle dem, was ihr der brave Pfarrer ſo eben geſagt hatte; ſie fühlte es aber noch deutlicher, daß es ihr unmöglich ſeyn würde, ohne Benjamin zu leben. Den ganzen Tag und die ganze Nacht brachte ſie damit zu auf Mittel zu denken, wie ſie ihrer Schweſter nicht weiter zur Laſt fallen und doch ihren Sohn nicht von ſich laſſen dürfte. Endlich hatte ſie ſich einen Plan entworfen, der zwar nicht ohne Gefahr war, aber doch mit ihren Wünſchen übereinkam. Sie war entſchloſſen, ihn zu befolgen; ſtand mit der Morgendämmerung auf, und ſchrieb folgenden Brief an den Pfarrer:

Mein theurer Wohlthäter,

„Wie nahe geht es mir, daß ich Ihnen „meine Erkenntlichkeit für alles das, was Sie „an mir gethan, nicht wenigſtens durch Folg„ſamkeit beweiſen kann! Gott weiß es, ich „würde ſo unglücklich nicht ſeyn, wenn ich

„Ihrer Zufriedenheit nichts weiter, als mein „Leben aufopfern sollte. Aber der Tod und „— Trennung von Benjamin! welch ein „Unterschied! Ich kann mich nicht von ihm „scheiden, Herr Pfarrer; ich habe alle meine „Kräfte aufgebothen, allein — hassen Sie „mich nicht! — ich kann nicht. Ich will mei„ner armen Schwester nicht weiter zur Last „seyn; auch der guten Frau Felix nicht; auch „Ihnen nicht, der Sie so viel für mich gethan „haben. Wenn Sie diesen Brief erhalten, „werde ich schon weit von Salenches seyn, „und nie dahin zurückkommen. Ich habe mir „einen Plan ausgesonnen, wie ich leben kann, „ohne in irgend jemandes Dienste zu treten; „ohne in Gefahr zu kommen, je von der Tu„gend zu weichen, die Sie mir so liebenswür„dig gemacht haben. Seyn Sie ganz ruhig „über diesen Punct, mein theurer Wohlthä„ter. — Ich reise, ohne der guten Frau „Felix etwas zu sagen; sie würde mich zurück „halten wollen, und ich würde zu schwach seyn,

„ihren Bitten zu widerſtehen. In dem Schub-
„kaſten meines nußbaumenen Tiſchchens liegen
„fünf und vierzig Livres, die ich ihr für das
„letzte Vierteljahr ſchuldig bin. Ich bitte Sie,
„geben Sie ihr dieſe, und ſagen ihr, daß ich
„ſie ſtets vermiſſen, daß ich ihr Andenken
„ewig ſegnen werde. Sie, mein theurer
„Wohlthäter, wird unſer Herr Gott ſegnen;
„denn Sie ſind ſein Ebenbild auf Erden;
„und ich weiß keinen, den ich nach Ihm
„mehr verehren, mehr ſchätzen und lieben
„könnte, als Sie.“

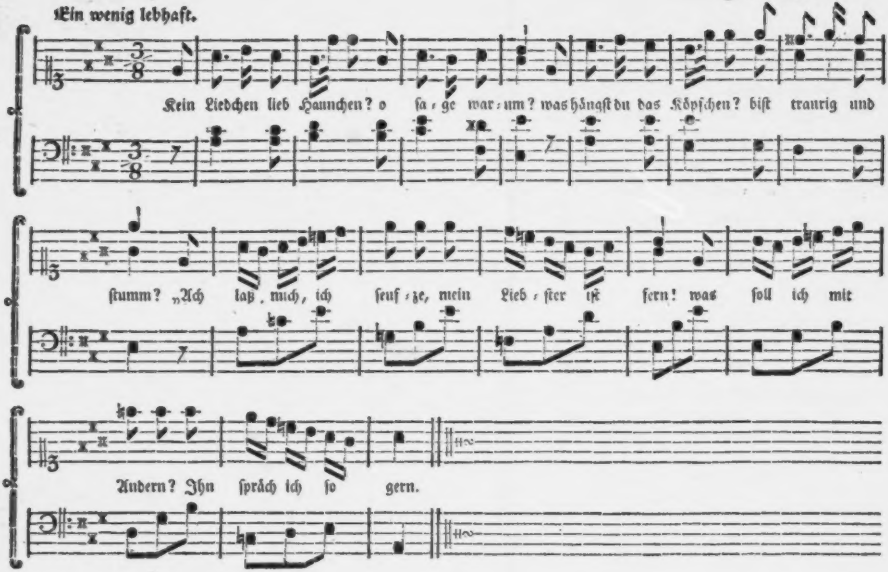
Claudine.

Sie verſiegelte dieſen Brief und legte ihn auf den Tiſch. Dann machte ſie ihr Bündel zurecht, band etwa zwanzig Thaler, die ſie noch übrig behielt, in ein Schnupftuch, nahm Benjamin auf den Arm und verließ Salenches.

Sie nahm den Weg nach Genf und blieb die Nacht in Bonne-Ville, weil ſie mit

dem kleinen Benjamin nur langsam reisen konnte. Den zweiten Tag kam sie in Genf an. Ihre erste Sorge war, daß sie alles, was sie an Kleidungsstücken und Wäsche besaß, verkaufte und sich dafür drei Mannshemden, Schuhe, Beinkleider, ein Kamisol, eine brauntuchene Weste, ein seidnes Halstuch, und eine rothe Mütze anschaffte. Ihr schönes schwarzes Haar schnitt sie ab und verkaufte es an einen Perrückenmacher. Um ihre Habseligkeiten desto leichter fortbringen zu können, machte sie sich einen Reisesack von Kalbfell. Den Ring mit dem schönen grünen Stein, der nie von ihrem Finger gekommen war, zog sie jetzt ab, hing ihn an eine Schnur um den Hals, und verbarg selbige unter dem Hemde. So ging sie als ein kleiner Savoyard gekleidet, einen großen Stock in der Hand, den Torniſter auf dem Rücken, und darauf Benjamin, der seine Händchen um ihren Hals schlang, aus dem Thore von Genf, und ließ sich den Weg nach Turin bezeichnen.

F. L. Seidel.


Ein wenig lebhaft.
Kein Liedchen lieb Haunchen? o sa-ge war-um? was hängst du das Köpfchen? bist traurig und
stumm? „Ach laß mich, ich seuf-ze, mein Lieb-ster ist fern! was soll ich mit
Andern? Ihn sprách ich so gern.

Zwölf Tage brachte ſie mit der Reiſe über die Gebirge zu, ohne daß ihr etwas Widriges begegnete; vielmehr verſchafften ihr die Jugend und Geſtalt eines hübſchen Savoyarden, der ein ſo niedliches Kind auf ſeinem Rücken trug, und es für ſeinen Bruder ausgab, überall wo ſie einkehrte, die beſte Aufnahme; und wenn Claudine des Morgens bezahlte, forderte man von ihr nur halb ſo viel, als von andern. Bisweilen ſogar verlangte man weiter nichts, als daß ſie das bekannte Savoyardiſche Leyerliedchen ſingen ſollte. Claudine ließ ſich dann nicht lange bitten und ſang es nach einer kleinen Veränderung, die ſie daran vorgenommen hatte, mit ſanfter, gefühlvoller Stimme:

Kein Liedchen, lieb Hannchen? —
O ſage, warum?
Was hängſt du das Köpfchen?
Biſt traurig und ſtumm?

„Ach laß mich, ich seufze,
„Mein Liebster ist fern!
„Was soll ich mit andern?
„Ihn sprach' ich so gern.

Und ist es denn keiner,
Wenn dieser dir fehlt?
Lieb Hannchen, den Schäfer
Nur bald dir gewählt!

„Ach! käm' auch der König,
„Doch hieß' ich ihn gehn: —
„Den Schäfer hat Liebe
„Schon längst sich ersehn.

Claudine bestritt ihre Reise mit wenigen Kosten. Als sie in Turin ankam, hatte sie noch Geld übrig. Sie miethete sich ein Dachstübchen in einem Gasthofe, kaufte sich das wenige Geräth, das sie als Savoyard brauchte, — eine Fußbank, ein Paar Bürsten und eine Flasche mit Oehl; und stellte sich mit dem kleinen Benjamin, der sie überall begleitete, unter dem Namen Claude, auf den

Schloßplatz hin, um den Vorübergehenden die Schuhe abzubürſten.

In den erſten Tagen verdiente ſie nicht viel, weil ſie ſich etwas ungeſchickt nahm und viel Zeit brauchte, um ein paar Kreuzer zu gewinnen; aber bald erlangte ſie mehr Fertigkeit, und die Arbeit ging ihr hurtiger von der Hand. Der kluge, muntere, gewandte Claude ward in kurzem der Geſchäftsträger des ganzen Viertels. Wenn er weg war, ſetzte ſich Benjamin ſo lange auf die Bank und bewachte ſie. Gab es einen Brief oder ein Packet zu beſorgen, ein Käſtchen in ein Zimmer hinauf zu bringen, oder Flaſchen in einen Keller hinunter zu tragen, ſo ward Claude immer am erſten gerufen. Alle Lackeien, alle Thürſteher, alle faulen Köchinnen verließen ſich auf ihn, und ſo brachte Claude am Abend öfters über einen Thaler nach Hauſe; wovon er mit Benjamin hinlänglich leben konnte. Dieſer wuchs indeſſen zuſehends, ward mit

jedem Tage schöner, und wer ihn sah, gewann ihn lieb.

Zwei Jahre hatte dieß ziemlich glückliche Leben nun gedauert, als Claudine eines Tages, wie gewöhnlich, mit ihrem Sohn auf dem Schloßplatze stand. Sie waren eben beschäftigt, etwas an ihrer Bank zurecht zu machen und hatten sich beide nieder gebückt. Plötzlich hält jemand einen Fuß darauf. Claudine nimmt sogleich die Bürste, und ohne zu sehen, wem der Fuß gehört, fängt sie eifrig ihre Arbeit an. Als das Schwerste gethan ist, blickt sie auf — — — Die Bürste fällt ihr aus der Hand; sie fährt zusammen: es ist Belton, den sie erkennt. Der kleine Benjamin, welchen nichts zerstreute, der nichts von Wiedererkennen wußte, nimmt gleich die Bürste auf, und will mit seinen schwachen Händchen die Arbeit an Claudinens Statt vollenden, die noch immer unbeweglich da steht, den Blick auf den jungen Eng-

länder geheftet. Belton erſtaunt; er fragt Claudinen, was ihr widerfahren ſei, und lacht über die Anſtrengung des Kleinen, an dem er Gefallen findet. Itzt erhohlt ſich Claudine wieder von ihrem Schreck, entſchuldigt ſich bei Belton mit einer ſo ſanften Stimme und mit ſo wohlgeſetzten Worten, daß der Engländer mit ſteigender Bewunderung ſie über ihr Vaterland und ihre Schickſale befragt. Claudine antwortet ihm mit anſcheinender Ruhe, daß ſie und ihr Bruder zwei Waiſen ſeien, die mit der Arbeit, welche er ſie verrichten ſehe, ihr Brot zu verdienen ſuchten, und daß ſie alle beide im Thale von Chamounis zu Hauſe gehörten. — Der Name dieſes Orts machte lebhaften Eindruck auf Belton; er ſah Claudinen ſtarr ins Auge, glaubte gewiſſe Züge wiederzufinden, die er noch nicht vergeſſen hatte, und fragte wie ſie heiße. — „„Ich heiße Claude,““ ſagte ſie. — „„Und Du biſt aus Chamounis?““ — „„Ja, mein Herr, und zwar

aus dem Dorfe der Priorey“ “ — „„Haſt Du nicht noch einen Bruder?“ “ — „„Nein mein Herr, weiter keinen als Benjamin hier.“ “ — „„Auch keine Schweſter?“ “ — „„Zu dienen!“ “ — „„Wie heißt Deine Schweſter?“ “ — „„Claudine.“ “ — „„Claudine?“ “ — „„Ja, ſo heißt ſie!“ “ — „„Wo iſt ſie?“ “ — „„O, das weiß ich nicht!“ “ — „„Wie iſt das möglich?“ “ — „„Aus vielen Urſachen, mein Herr, die Ihnen gleichgültig ſeyn möchten, mir aber Thränen koſten würden.“ “ — Hiebei traten ihr wirklich die Thränen in die Augen. Belton betrachtete ſie ſchweigend. Claudine erinnerte ihn, daß ihre Arbeit fertig ſei. Belton aber, der immer auf Einer Stelle ſtand, zog eine Guinee aus der Taſche und gab ſie ihr mit gerührter Miene. — „„Ich kann nicht wechſeln,“ “ ſagte Claudine. „„Behalt' es alles!“ “ erwiederte der Engländer. „„Sage mir einmal,“ “ fuhr er fort, „„würdeſt Du Dein jetziges Gewerbe

wohl ungern mit einem guten Dienſt vertauſchen?“ “ — „„Das geht nicht an, mein Herr!““ — „„Warum nicht?““ — „„Weil ich mich um nichts in der Welt von meinem Bruder trennen kann.“ “ — „„Aber wenn man ihn nun mitnähme?““ — „„Dann wäre es ein anders!“ “ — „„Gut! ich nehme Euch beide in meine Dienſte; Ihr ſollt es bei mir recht gut haben!““ — „„Mein Herr,““ antwortete Claudine ſehr verlegen, „„haben Sie die Gefälligkeit und geben mir Ihre Adreſſe; ich werde morgen früh zu Ihnen kommen, und Ihnen Antwort ſagen.““ Belton riß die Aufſchrift von einem Briefe ab, ließ ſichs noch einmahl verſprechen, daß ſie gewiß kommen wolle, und ging dann fort, aber nicht, ohne ſich öfters noch umzuſehn.

Es war hohe Zeit für Claudinen, daß dieſe Unterredung ein Ende nahm; ihre Thränen wollten ſie erſticken. Sie eilte nach Hauſe und ſchloß ſich auf Ihrer Stube ein, um zu

überlegen, was sie thun solle. Es schien ihr gefährlich, den Dienst bei Belton anzunehmen, doch zog ihr Herz sie zu ihm hin; und das Verlangen, Benjamin einen Vater wiederzugeben, sprach nicht minder stark dafür. Auf der andern Seite dachte sie an die Art, wie Belton sie betrogen hatte; an das Versprechen, das sie dem Pfarrer von Salenches gethan: jede Gelegenheit die ihre Tugend in Gefahr setzen könnte, zu fliehen. — Sie blieb lange unentschlossen, aber endlich gab Benjamins Vortheil den Ausschlag. Sie beschloß daher, zu Belton zu gehn, ihm mit Eifer zu dienen, und ihm ihren Sohn beliebt zu machen; aber es sorgfältig zu verhehlen, daß sie die Claudine sei, welche er, dem Anschein nach, wieder erkannt hatte. Jetzt that es ihr leid, daß sie vielleicht schon zu viel gesagt habe, und sie nahm es sich fest vor, nicht ein einziges Wort weiter zu sagen, woraus Belton mehr Licht bekommen könnte.

Mit dieſem Entſchluß ging ſie den andern Morgen zu ihm; er nahm ſie ſehr wohl auf, ſetzte ihr einen guten Gehalt aus, ließ ihr und Benjamin ein Zimmer anweiſen und gab Befehl, daß ſie ſogleich gekleidet werden ſollten. Als dieß alles vorläufig in Richtigkeit gebracht war, wollte Belton das geſtrige Geſpräch weiter fortſetzen und that verſchiedene Fragen an ſie über die Schweſter, nach welcher er ſich erkundigt hatte. Allein Claudine unterbrach ihn und ſagte: „„Meine Schweſter iſt nicht mehr; ſie ſoll vor Elend, Kummer und Reue geſtorben ſeyn; und wer nicht zu unſrer Familie gehört, hat vielleicht nicht das Recht, eine ſo traurige Erinnerung in uns zu wecken.““ Belton, den Claudinens Ausdruck und Verſtand mehr als jemals in Erſtaunen ſetzte, hielt augenblicklich mit Fragen inne, faßte aber viel Achtung für dieſen ſonderbaren jungen Menſchen, und fühlte Regungen einer wahren Freundſchaft für ihn.

Claude ward in kurzer Zeit der Liebling seines Herrn. Der kleine Benjamin, zu dem sich Belton unwiderstehlich hingezogen fühlte, war beständig in seiner Stube und ward von ihm mit Geschenken überhäuft. Das gute Kind schien es zu ahnden, daß es Belton sein Leben verdanke, und liebte ihn fast eben so sehr als Claudinen. Es sagte ihm dieß mit solcher Anmuth und mit so unschuldigen Liebkosungen, daß der Engländer gar nicht mehr ohne Benjamin seyn konnte. Claudine weinte vor Freuden darüber, aber sie verbarg ihre Thränen, und verdoppelte die Sorgfalt, womit sie bisher eine Wiedererkennung verhüthet hatte. Beltons Verschwendung, seine Verbindungen und Liebesgeschichten mit verschiedenen Turiner Damen, verwundeten Claudinens Herz, und ließen sie fürchten, daß der Zeitpunkt, sich zu erkennen zu geben, vielleicht niemals erscheinen würde.

In der That hatte Belton, welchen der Tod seiner Aeltern im neunzehnten Jahre in den

Beſitz eines großen Vermögens geſetzt hatte, es bis jetzt bloß dazu angewandt, Italien zu durchſtreichen. Er hielt ſich überall auf, wo er Zeitvertreib fand, das heißt, wo es Frauenzimmer gab, die ihm gefielen, ihn hintergingen und zu Grunde richteten. Eine Dame am Turiner Hofe, die ſchon ziemlich bei Jahren war, aber noch Schönheit genug beſaß, war gerade damahls ſeine Gebieterinn. Dieſes hitzige und jähzornige Weib war zugleich äußerſt eiferſüchtig. Belton mußte alle Abend bei ihr eſſen, und alle Morgen an ſie ſchreiben. Er wagte es nie, eins von beiden je zu unterlaſſen, und deſſen ungeachtet lebten ſie in beſtändigem Zank und Streit. Um der geringſten Kleinigkeit willen wollte ſie ſich gleich umbringen; ſie ergriff ein Meſſer, weinte, riß ſich die Haare aus, und ſpielte Komödien, die am Ende ihrem Liebhaber lange Weile zu machen anfingen. Claude ſah das alles, denn des Abends begleitete er ſeinen Herrn zu ihr hin und wartete ihm bei Tiſche

auf; und des Morgens trug er seine Liebesbriefe. Sein armes Herz litt sehr dabei, allein er schwieg und gehorchte Belton, der ihm mit jedem Tage mehr Zutrauen bezeigte, und sich oft gegen ihn über das traurige, ermüdende Leben beklagte, das er führte. Claude wagte dann wohl, halb im Scherz und halb im Ernst, einen kleinen guten Rath, den sein Herr mit Beifall anhörte und den andern Tag zu befolgen gelobte. Wenn aber der andre Tag kam, so kehrte Belton mehr aus Gewohnheit als aus Liebe zu seiner Dame zurück, und Claude, der im Stillen Thränen vergoß, that als lächelte er darüber, wenn er seinen Herrn begleiten mußte.

So vergingen etliche Monathe. Endlich entstand ein so heftiger Streit zwischen Belton und der Marquise, daß er sich vornahm, nie wieder zu ihr zurückzukehren, und sich, um der Ausführung seines Vorsatzes gewiß zu seyn, mit einer andern Dame einließ, die

nicht

nicht viel beſſer war, als die erſtere. Claudine fand in dieſer Veränderung nur neuen Anlaß zur Traurigkeit. Alles was ſie geſagt und gethan hatte, war nun vergebens geweſen; ſie mußte von vorn wieder anfangen. Aber ſie fand ſich darin, ohne ſich zu beklagen, und immer gleich gehorſam, gleich ſanft, gleich anhänglich an ihrem Herrn, hörte ſie die Erzählung ſeiner neuen Liebesabenteuer mit anſcheinender Ruhe an, und diente ihm immer mit gleicher Treue.

Allein die Marquiſe hatte nicht Luſt das Herz ihres Engländers ſo wohlfeil abzutreten. Sie ließ ihm nachſpüren, und entdeckte bald ihre Nebenbuhlerinn. Sie war entſchloſſen, alles daran zu wagen, um entweder Belton wieder an ſich zu ziehen, oder ihn zu beſtrafen. Anfangs erſchöpfte ſie alles, was Feinheit und Intrigue nur vermögen, um ihn in ihre Arme zurück zu bringen. Aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Belton antwortete nicht auf ihre Briefe, lehnte die vor-

geſchlagenen Zuſammenkünfte ab, und lachte über ihre Drohungen. Die Marquiſe gerieth in Verzweiflung darüber und athmete jetzt nichts, als Rache.

Einsmahls kam Belton, von Claudinen begleitet, nach ſeiner Gewohnheit, um zwei Uhr des Morgens von ſeiner neuen Gebieterinn zurück. Er war ſchon nicht mehr mit ihr zufrieden und ſagte zu ſeinem treuen Claude, daß er große Luſt habe, nach London zurückzukehren. Plötzlich ſtürzen vier Böſewichter um die Ecke einer Straße herum, mit Dolchen auf Belton los, der kaum noch ſo viel Zeit hatte, ſich an die Mauer zu drängen, und die Hand an den Degen zu legen. Claudine war bei Erblickung der Meuchelmörder vor ihren Herrn geſprungen; ein Dolchſtich, der Belton durchbohren ſollte, traf ihre Bruſt; ſie ſank augenblicklich zu Boden. Der Engländer ſtößt ein wüthendes Geſchrei aus, geht auf den Mörder los, ſtreckt ihn zur Erde, und greift die andern mit ſol-

cher Heftigkeit an, daß ſie die Flucht nehmen. Belton verfolgt ſie nicht, ſondern kehrt zu ſeinem Bedienten zurück, hebt ihn auf, ſchließt ihn in ſeine Arme, und ruft ihn mit Thränen bei Namen. Umſonſt! Claudine antwortet nicht, ſie iſt in Ohnmacht geſunken. Belton nimmt ſie auf ſeine Arme, trägt ſie in ſeine Wohnung, die nicht weit entfernt war, legt ſie auf ſein eigenes Bett, und während alle ſeine Leute fort ſind um einen Wundarzt zu hohlen, kann er ſich nicht enthalten zu ſehen, ob die Wunde gefährlich ſei; er knöpft Claudinen die Weſte auf, ſchiebt das blutige Hemd zurück und — wer beſchreibt ſein Erſtaunen als er einen weiblichen Buſen gewahr wird!

In demſelben Augenblick kommt der Wundarzt. Er unterſucht die Wunde; ſie iſt nicht tödlich; der Dolch war auf dem Bruſtbein abgeglitſcht. Allein Claudine kommt immer noch nicht wieder zu ſich. Man verbindet ſie; man hält ihr Riechwaſſer vor. Belton, der

ihr den Kopf hält, wird eine Schnur an ihrem Halſe gewahr; er zieht ſie hervor und erblickt einen Ring. — — Es war der ſeinige, eben derſelbe, den er auf dem Montanverd jener ſchönen Schäferinn gab, die er ſo grauſam verlaſſen hatte. — Alles liegt nun am Tage; alle Räthſel ſind gelöſ't. Aber Belton faßt ſich. Er läßt eine Wärterinn kommen, die Claudinen auskleidet und ſie in ihr Bett trägt. Das arme Mädchen erhält endlich ihre Beſinnung wieder. Mit Augen voll Verwunderung ſieht ſie bald die Wärterinn, bald den Wundarzt, bald ihren Herrn, bald Benjamin an, der, von dem Lärmen erweckt, halb nackend herbei geeilt war, und ſeinen Bruder mit kläglichem Geſchrei umarmte.

Claudinens erſte Bemühung war, Benjamin zu tröſten. Als ſie darauf ſich beſann, was mit ihr vorgegangen ſei; als ſie fand, daß ſie in einem Bette lag; und mit ängſtlicher Unruhe daran dachte, daß man ſie entkleidet habe, ſo griff ſie haſtig nach der

Schnur mit dem Ringe. Belton, der ſie beobachtete, las in ihren Augen die Freude, welche ſie darüber hatte, daß der Ring noch da war. Er entfernte ſogleich alle Anweſende aus dem Zimmer, ließ ſich an Claudinens Bette auf den Knieen nieder, ergriff ihre Hand und redete ſie ſo an:

„„Beruhige Dich, liebſtes Mädchen! ich weiß alles; zu unſer beider Glück hab' ich's erfahren. Du biſt Claudine, und ich war ein Ungeheuer. Nur auf Eine Art kann ich dieſen Namen verlieren; Du allein kannſt ihn in Vergeſſenheit bringen. Schon verdanke ich Dir mein Leben; laß mich auch meine Ehre Dir verdanken; ja, meine Ehre — ich bin ehrlos, nicht Du biſt es. — Deine Wunde iſt nicht gefährlich; Du wirſt in kurzem wieder hergeſtellt ſeyn. Sobald Du ausgehn kannſt, kommſt Du mit mir zum Altar, nennſt mich dort Deinen Gatten, und verzeihſt mir ein ſchändliches Verbrechen, das ich mir ſelbſt nie verzeihen werde. Dieſe Verbindung, wo-

nach ich mich sehne, um die ich hier auf meinen Knieen bitte, soll mir meine Ehre wiedergeben, mich adeln in den Augen aller derer, die einen Begriff von der Tugend haben. Claudine! ich hatte sie so lange verlassen, die Bahn dieser liebenswürdigen Tugend; aber sie ist mir jetzt doppelt theuer, da Du es bist, die mich wieder darauf zurück führt.“ “

Man denke sich das Erstaunen, die Freude, das Entzücken der guten Claudine! Sie wollte sprechen, aber Thränen erstickten ihre Worte. Jetzt ward sie den kleinen Benjamin gewahr, den man mit den übrigen hinaus geschickt hatte, und der aus ängstlicher Besorgniß um seinen Bruder, ganz leise die Thür öffnete, und sein niedliches Gesichtchen hinein streckte, um zu sehen was in dem Zimmer vorginge. Claudine weist auf ihn und sagt zu Belton: „ „Da ist Ihr Kind! es wird Ihnen besser als ich antworten können.“ “ Belton stürzt auf ihn zu, nimmt ihn in seine Arme, und bedeckt ihn mit Küssen.

Dann trägt er ihn zu ſeiner Mutter und bringt den noch übrigen Theil der Nacht in beider Geſellſchaft und einer ſo zufriedenen Stimmung zu, als er lange nicht mehr gekannt hatte.

Nach vierzehn Tagen war Claudine wieder hergeſtellt. Sie hatte Belton ihre ganze Geſchichte erzählt, und war ihm dadurch nur noch werther geworden. Er liebte ſie jetzt weit heftiger, als da er ſie das erſte Mahl ſahe. Sobald Claudine ſtark genug war, um die Reiſe aushalten zu können, ſetzte ſie ſich in ſittſamer weiblicher Kleidung mit Benjamin in Belton's Wagen, und ſo fuhren ſie alle drei gerades Weges nach Salenches und ſtiegen dort bei dem braven Pfarrer ab. Dieſer erkannte Claudinen nicht wieder. Belton ergötzte ſich ein Weilchen an ſeiner Verlegenheit. Endlich flog Claudine ihm in die Arme, erinnerte ihn an alle Wohlthaten, die er ihr erzeigt, und ſagte ihm den Bewegungsgrund ihrer Reiſe. Der rechtſchaffene Pfarrer hob dankend ſeine Augen zum Himmel;

und lief, die alte Madame Felix zu hohlen, die noch am Leben war und sich vor Freuden nicht zu lassen wußte, als sie Claudinen und Benjamin wiedersah. Den Tag darauf reiseten sie nach Chamounis ab, wo Belton, der katholisch war, verlangte, daß die Trauung öffentlich in der Pfarrkirche des Dorfes der Priorey geschehen sollte.

Als sie daselbst ankamen, schickte Belton den Pfarrer von Salenches an den strengen Simon ab, und ließ bei ihm um die Hand seiner Tochter anhalten. Der Alte empfing ihn mit Würde, hörte ihn an, ohne jedoch sonderliche Freude darüber zu äußern, und gab mit ein paar Worten seine Einwilligung. Claudine kam und warf sich ihm zu Füßen; der Alte ließ sie einige Augenblicke liegen, dann hob er sie auf, aber ohne Freundlichkeit, und küßte sie, ohne sie an sein Herz zu drücken. Belton erhielt einen kalten Gruß. Die gute Nanette, die man bei Claudinens Ankunft herbei gerufen hatte, weinte und lachte beständig. Als man nach der Kirche ging, trug

ſie Benjamin auf dem einen Arm, und an dem andern führte ſie ihre Schweſter. Die beiden Pfarrer gingen voran; Simon folgte mit Madame Felix, die ihm wegen ſeiner Gleichgültigkeit Vorwürfe machte, hinten nach, und alle Kinder des Dorfes begleiteten ſingend den Zug.

So kam man zur Kirche, wo der Pfarrer von Chamounis ſeinen Amtsbruder von Salenches die Meſſe leſen ließ. — Die Hochzeit war glänzend; das ganze Dorf tanzte acht Tage hindurch. Belton hatte auf der Wieſe an den Ufern der Arve Tiſche aufſchlagen laſſen, wo jedermann ſich hinſetzen und nach Gefallen eſſen und trinken konnte. — — Er kaufte ſchöne Aecker für den alten Simon, aber der wollte ſie nicht annehmen, und überwarf ſich ſo gar mit unſerm Herrn Pfarrer, welcher ihm darüber einen Verweis gab. Nanette war nicht ſo ſtrenge; ſie nahm die Aecker und ein hübſches Haus, das Belton ihr ſchenkte, an, und iſt jetzt die reichſte und glücklichſte Frau in unſerm Dorfe. Herr und

Madame Belton reiſeten nach Verlauf eines Monaths wieder ab, und nahmen die Segenswünſche aller Einwohner mit auf den Weg. Sie ſind jetzt in London, wo Benjamin ſchon fünf oder ſechs Geſchwiſter hat. —

Das iſt meine Geſchichte. Ich habe mich nicht kürzer faſſen können, weil ich alles gern eben ſo erzählen wollte, als es der Herr Pfarrer erzählt, von dem ich ſie oft gehört habe. Sie werden es mir verzeihen, wenn es Ihnen nicht Vergnügen gemacht hat."

Ich dankte Franz Paccard herzlich, und verſicherte ihm, daß ſeine Erzählung mich außerordentlich gerührt habe. Darauf ſtieg ich, im Geiſte mit Claudinen beſchäftigt, den Montanverd hinab, und nach meiner Zurückkunft nach Genf, ſchrieb ich dieſe Geſchichte nieder, ſo wie ſie mir Paccard erzählt hatte, ohne einmal die Fehler gegen den guten Geſchmack und den Styl zu verbeſſern, welche die Kenner darin ohne mein Erinnern entdecken werden.

Zulbar. *)

Indianiſche Novelle.

„Nein, ihr betrügt mich nicht länger, ihr treuloſen, ſchändlichen Erdebewohner! Zu lange huldigte ich den Scheintugenden, die ihr zur Schau tragt; zu lange ſchloß ich die Augen, wenn ihr handeltet, und öffnete die Ohren, ſobald ihr ſprachet, um euch für gut halten zu

*) Dieſe Novelle, die mir immer unbegreiflich geweſen iſt, habe ich von einem Geſandten des Tippo Saib, der zwar ein wenig Miſanthrop, aber ſonſt ein ſehr gefälliger Mann war. Nur aus Erkenntlichkeit gegen dieſen braven Indianer, dem es viel Zeit koſtete, ſie für mich zu überſetzen, gebe ich ihr hier einen Platz. A. d. V.

können! Ich war bemüht, euch in dem Augenblick, da ihr achtungswürdig scheinen wolltet, zu bewundern, und in den Jahren, da ihr es nicht waret, verlor ich euch aus den Augen. Nun bin ich es endlich müde, noch länger den Vertrag der Lügen zu halten, den man beim Eintritt in die Welt unterzeichnet. Verächtlich ist mir jetzt diese Gesellschaft von Geschöpfen, die zu gleicher Zeit hochmüthig und kriechend, bewundernd bis zum Neide, und tadelnd bis zur Verachtung, durch Geitzen nach Lob, und durch Vergessenheit der Tugend, durch Liebe zur Trägheit, und durch Bedürfniß der Thätigkeit in entgegengesetzte Parteien getheilt, hier gegen die lange Weile ankämpfen, und dort sich zerreißen, um sich nur das Leben zu fristen! Die Natur, welche sie behandelt, wie sie's verdienen, hat sie zu einer schrecklichen Menge von Uebeln verdammt. Aber an diesen haben sie noch nicht genug gehabt; sie sind mit einander überein gekommen, noch tausend andre zu erfinden, in der Hoffnung, daß ihre Nachbarn sie würden tragen

müſſen; und unter allen Verträgen, die ſie geſchloſſen, iſt dieß der einzige, welchen ſie nie gebrochen haben — — — Aber wozu all dieſe vergeblichen Klagen? Bin ich nicht dem verächtlichen Sclaven gleich, den ſein Herr in ein abſcheuliches Karawanſerai geſchickt hatte? „„Wenn es dir dort nicht gefällt,““ hatte der Herr zu ihm geſagt, „„ſo erwarte mich; in wenig Tagen hohle ich dich ganz gewiß wieder ab: kannſt du es aber nicht aushalten, ſo hindert dich nichts, den Ort auch ohne mich zu verlaſſen.““ Der Sclave wartete in Verzweiflung auf ſeinen Herrn; die Thür bemerkte der Schwachkopf nicht.“

So redete Zulbar, ein Jüngling, der ſchon früh Ungerechtigkeit und Undank erfahren hatte. Er befand ſich jetzt in einem ungeheuren Walde; einſam und ſtill war es ringsumher; ein fürchterliches Gewitter hatte ſo eben Fluthen von Regen und Hagel herabgegoſſen, hin und wieder leuchtete noch ein Blitz durch das dunkle Grün; der Donner rollte in der

Ferne; da wandelte der unglückliche Zulbar, kraftlos vor Ermüdung, und vom Regen durchnäßt, — Zulbar, den sein Vaterland ausgestoßen hatte, der jetzt als Flüchtling und mit Lumpen bedeckt umherirrte, — mit langsamen Schritten und gesenktem Haupte unter dem Gewölbe der Kokosbäume. Auf einmahl reißen ihn jene Betrachtungen fort; er steht still, zieht seinen Dolch und hebt schon den Arm auf, um sich das Herz zu durchbohren, als sich, noch plötzlicher, eine Stimme hören läßt, die ihm zuruft: „Schone Dein Leben; Du kannst mir noch nützlich seyn!“ — „O ich bin es müde, nützlich zu seyn,“ erwiederte er mit Verachtung; „ich habe der Undankbaren nur zu viele gefunden.“ Doch indem er diese Worte sprach, hatte sich schon sein Dolch gesenkt, und unwillkürlich lenkte er seinen Schritt nach der Gegend hin, wo die Stimme hergekommen war. Da er rings um sich her kein menschliches Wesen erblickte, rief er aus: „Wo bist du denn? Zeige dich den Augenblick! Was verlangst du?“

„Ich verlange,“ gab die Stimme zurück, „daß du dich bis zur Wurzel dieſes wilden Roſenſtrauchs bückeſt. Sieh hernieder auf den Boden, und hebe dieß Roſenblatt auf, deſſen Schwere meine Bewegung gehemmt hat.“

Zulbar erſtaunt, ſucht aufmerkſam umher, und wird das Roſenblatt gewahr. Er hebt es mit der Spitze des Dolches auf, den er noch in der Hand hielt, und ſieht — eine Ameiſe, welche die ſchweren Regentropfen von ihrem Rücken ſchüttelt, ſich mit ihren Fühlhörnern abtrocknet, dann zu Zulbars Füßen hinkriecht, ihm ins Auge blickt und ſo ihn anredet:

„Dank dir, edelmüthiger Fremdling! Seit einer Stunde beinah ſaß ich unter dieſem Blatte, und konnte nichts als meinen Kopf frei machen. Ohne deinen mitleidigen Beiſtand hätte ich vielleicht mein Leben geendigt, und das würde mir ſehr Leid gethan haben; denn ich bin mit meinem Schickſale recht wohl

zufrieden. Du scheinst es mit dem deinigen gar nicht zu seyn; ich habe deine bittern Klagen gehört, habe dich im Begriff gesehn, dir das Leben zu nehmen. — O, welch ein süßes Geschäft würde es mir seyn, mein theurer Wohlthäter, wenn ich dazu beitragen könnte, dir deinen Zustand erträglicher zu machen!"

„Himmel! wer bist du denn?" antwortet Zulbar, dessen Erstaunen den höchsten Grad erreicht hat, „woher hast du die Sprache? woher den Verstand?" — „Du würdest in große Verlegenheit gerathen," erwiederte das Insect, „wenn ich dir die nämlichen Fragen vorlegte. Aber ich will es dir sagen, wer ich bin; nur erzähle du mir zuerst deine Unglücksfälle; vielleicht werde ich dir mit meinem Rathe dienen können. Es scheint, — wenigstens sagtest du so, — daß du dich sehr über die Menschen zu beklagen habest. Das wundert mich gar nicht, sie taugen fast alle nichts. Doch habe ich immer geglaubt, daß man mit ein wenig Aufmerksamkeit ihrer Bosheit sehr wohl

wohl entgehen könne; und von allen Unglücklichen, die ich noch ſahe, hatten ſich die mehreſten ihr Elend ſelber zugezogen.“

„Du biſt ſehr ſtrenge,“ unterbrach der Indianer das Inſect; „ohne Zweifel wirſt du es mir auch noch beweiſen wollen, daß das Blatt hier, unter dem du zu erliegen glaubteſt, durch deine eigene Schuld auf dich gefallen ſei.“

Mit dieſen Worten ſetzte ſich Zulbar neben die Ameiſe nieder. Das Thierchen kroch, um ihn beſſer hören zu können, auf einen Zweig des wilden Roſenſtrauches, und Zulbar hob ſeine Erzählung folgender Geſtalt an:

„Ich bin der Sohn eines reichen Juweliers aus der Stadt Tipra. Mein Vater war mit dem Vermögen, das er ſich durch ſeine Arbeiten erworben hatte, zufrieden, und wollte nicht, daß ich ſein Gewerbe fortſetzen ſollte. Er bauete ſich ein artiges, bequemes Haus in einem Dorfe, das ziemlich weit von der Haupt-

ſtadt entlegen war, und kaufte die Ländereien, die um daſſelbe herum lagen. Sein Tod machte mich in meinem achtzehnten Jahre zum Beſitzer eines eben ſo ſchönen als einträglichen Landgutes, eines anmuthigen Ruheſitzes und einer großen Summe baaren Geldes. Ich hatte eine Schweſter, die etwas jünger war als ich; ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, und von himmliſchem Charakter. Sie vereinigte in ſich alle Gaben, die ein Frauenzimmer liebenswürdig, alle Eigenſchaften, die es verehrungswerth machen können. Ihr Name war Balkis. Wir hatten uns gegenſeitig verſprochen, einander nie zu verlaſſen.

Unſer Erbtheil hatte uns beide weit über unſre Bedürfniſſe reich gemacht, und wir beſchloſſen, mit unſerm Ueberfluß das Glück anderer zu befördern. Unſer Haus ſtand unſern Nachbarn, den Fremden, den Reiſenden offen, aber vorzüglich war es die Freiſtätte der Armen. Wohlthun und Gaſtfreiheit verurſachten unſre größten Ausgaben. Meine Schwe-

ſter hatte ſich die Beſorgung der Almoſen, der geheimen Unterſtützungen, der Hülfe die wir den Kranken angedeihen ließen, und der Mitgaben, womit wir arme junge Mädchen ausſtatteten, zum Geſchäft gemacht; ich hatte es übernommen, den Handwerkern, welchen es an Verdienſt fehlte, ſtets Arbeit zu verſchaffen; und die Fremden zu bewirthen, die uns in unſrer ländlichen Einſamkeit beſuchten. An Feſttagen fanden unſre guten Landleute beſtändig, zwar ein einfaches, aber hinreichendes Mittagsmahl bei uns, das wir ihnen vor unſrer Thür anrichten ließen, wo wir ſelbſt mitten unter ihnen ſaßen. Dann kam Muſik, bei der wir alle zuſammen bis ſpät in die Nacht tanzten, und niemals nahmen unſre Gäſte von uns Abſchied, ohne uns mit Blumen zu kränzen, unter Freudenthränen uns die Hände zu küſſen, und für uns den Schutz des Himmels zu erflehen.

Vier Jahre lebte ich im Schooße dieſer glücklichen Eingezogenheit, deren Freuden man

leider! nicht eher recht schätzen lernt, als bis man sie entbehren muß. Ich war ohne Wünsche, ohne Reue; ich liebte meine Schwester und ward wieder von ihr geliebt. Diese reine Freundschaft that unsern Herzen Genüge. Ich hörte Balkis Namen von allen segnen, die sie kannten. Balkis hörte bisweilen, daß man auch den Namen ihres Bruders nicht ohne Segenswünsche aussprach, und das war für uns die größte Belohnung. Kurz, ich war ohne Zweifel der glücklichste unter allen Sterblichen. Eines Tages besuchte mich ein junger Fakir aus der Nachbarschaft, der alle Woche sich neuen Vorrath an Lebensmitteln hohlte."

„Zulbar," sagte er zu mir, „weißt du schon die Neuigkeit?" — „Nein!" antwortete ich; „was denn für eine?" — „So eben ist die Gemahlinn des Königs von Tipra gestorben. Er läßt einen Befehl bekannt machen, dem zu Folge alle Mädchen von sechzehn bis zwanzig Jahren, in seinem ganzen Königreiche, sich auf einer großen Wiese in der Nähe der

Hauptſtadt verſammeln ſollen. Mitten auf derſelben iſt ein ſchmaler Steig vom feinſten Sande, in welchem man mit der äußerſten Spitze eines Stäbchens geheime Charaktere ſchreibt. Dieſen Steig ſollen alle junge Mädchen, eine nach der andern, auslaufen, und diejenige, deren leichter Fuß keinen der geſchriebenen Züge berührt hat, wird Königinn von Tipra.“ — „Was kümmert es mich,“ verſetzte ich, „daß unſer König die Leichtfüßigſte ſeiner Unterthauinnen zur Gemahlinn haben will.“ — „Wie?“ erwiederte dieſer, „willſt du nicht dem Befehl des Königs gehorchen? Soll deine Schweſter Balkis ſich nicht nach der Wieſe begeben? Der Himmel wird ſie zur Belohnung ihrer Tugend auf den Thron ſetzen. Welche Ehre wartet dort auf ſie! Wie viele Wohlthaten wird ſie dann auszuſpenden im Stande ſeyn! Bedenke daß ihr Bruder Zulbar, deſſen Weisheit und Talente in dieſem armſeligen Dorfe gleichſam vergraben ſind, alle die trefflichen Gaben, von deren Gebrauch er der Gottheit Rechenſchaft ſchuldig iſt, bald

zur Beglückung eines ganzen Volks wird anwenden können! Kurz, vergiß es nicht, daß Religion und Vernunft dir verbiethen, dich den Rathschlüssen des Himmels zu widersetzen!"

Diese Rede machte mich nachdenkend. Meine Zärtlichkeit für Balkis, die Hoffnung, sie auf einem Thron zu sehen, — ich fühlte, daß sie seiner würdig war, — die Ueberzeugung von dem Glück, das sie ihren Unterthanen verschaffen würde, der Wunsch — — —

„— ihr Minister zu seyn," unterbrach ihn die Ameise; „das war der Bewegungsgrund, der für den Rath des Fakirs ententschied, ohne daß du es dir selbst vielleicht bewußt warst. O ich kenne die Stärke dieser uneigennützigen Grundsätze, in welche der Eigennutz sich hüllt, wenn man seine Ehrsucht oder Eitelkeit vor seinen Augen verbergen will. Du erinnerst mich an den Fuchs, den ich einst in einem Eisen gefangen sah. „ „Sieh," "

ſagte er mit klagender Stimme, „„wie theuer mir die Liebe für meine Brüder zu ſtehen kommt. Ich ſah dieſe Falle im Vorbeigehn, und weil ich fürchtete, die Lockſpeiſe in derſelben möchte einen unerfahrnen Fuchs in's Verderben ziehen, ſo wollte ich das trügeriſche Fleiſch herausnehmen, aber ſie ſchloß ſich über mir zu.“ “

„Ich will nicht weiter davon ſprechen, Zulbar; denn ich ſehe, du biſt ſehr unglücklich. Nun, deine fernere Geſchichte?“

„Es ſcheint, du weißt ſie ſchon,“ fuhr der Indianer traurig fort. „Ich führte meine Schweſter nach der Wieſe. Der König wählte ſie. Von dieſem Augenblick an ward ſie Beherrſcherinn des Königreichs; von ihr hing die Beſetzung aller Stellen ab. Ich ſelbſt ward mit Ehrenbezeigungen überhäuft, allenthalben war ich willkommen, man kam mir mit Aufmerkſamkeit zuvor, ich ward der Abgott des Hofes, der Gegenſtand der allgemeinen Huldi-

gung. Ich war jung, reich, leichtgläubig und der Bruder der Favorite; die Nairs, die Höflinge drängten sich nach mir, verschwendeten an mir ihre Schmeicheleien und buhlten wetteifernd um meine Freundschaft. Ich war nicht karg damit; ich glaubte mich geliebt, und liebte wieder. Gutherzig genug theilte ich unter meine zahlreichen neuen Freunde meine Güter, mein Ansehn, meine Reichthümer; verkaufte alle meine Ländereien, um mit dem daraus gelöseten Gelde ihnen Vorschuß zu thun; ich quälte meine Schwester unaufhörlich, um alles für meine Freunde zu erhalten, was sie wünschten, und ich glaubte mich durch die unbegrenzte Dankbarkeit derer die ich mir verpflichtet hatte, durch die Lobsprüche, mit denen sie mich überhäuften, und durch die zärtliche Liebe, die sie mir bezeigten, hinlänglich für alle meine Mühe und für den Verlust meines Vermögens belohnt.

So viel Lobpreisungen und so viel Freunde machten endlich meine Schwester kühn genug,

mich zum Vezir ernennen zu laſſen. Der ganze Hof gab dieſer Wahl ſeinen Beifall; ich ward mehr, als jemahls, mit Lobſprüchen und Schmeicheleien überhäuft. Man ſprach ſchon von den glorreichen Veränderungen, die meine Verwaltung hervorbringen werde; man unterhielt ſich von nichts, als von dem Ruhm, den ich erlangen würde, und da ich den großen Geiſt, den ich beſitzen mußte, gar zu oft preiſen hörte, ſo glaubte ichs endlich ſelbſt, und nahm mir vor, mich als ſolchen zu beweiſen. Ich ſtand meinem Amte mit aller Thätigkeit und Treue vor, ich wandte alle meine Zeit und Kräfte an, um eine gute Ordnung in die Geſchäfte des Reichs zu bringen, es ſelbſt blühender zu machen und dem Volke ſeine Laſten zu erleichtern. Bis dahin war ich verſchwenderiſch mit meinem eigenen Vermögen umgegangen; itzt geitzte ich mit dem Gelde des Königs. Ich ſchränkte die vielen unnützen Ausgaben ein, bezahlte nur wirkliche Dienſte, und brachte es beinahe zu gleicher Zeit dahin, den öffentlichen Schatz zu verdoppeln und die Auflagen

um die Hälfte zu verringern. Durch diesen Erfolg meiner Verwaltung glaubte ich die gute Meinung zu rechtfertigen, welche man von mir gefaßt hatte; ich rechnete darauf, daß ein so wohl gelungener Plan meine treuen Freunde noch hundertmahl glücklicher als mich selbst machen müsse: — allein was war aus meinen Freunden geworden? Man murrte schon laut gegen mich, man schmiedete Kabalen um mich zu stürzen; diejenigen, unter welche ich mein Vermögen vertheilt hatte, arbeiteten am eifrigsten an meinem Untergange, besonders war der Fakir, eben derselbe junge Fakir, dessen verderbliche Rathschläge mich an den Hof brachten, und dem ich zur Belohnung die Stelle eines Oberpriesters gegeben hatte, an der Spitze meiner Feinde. Der König begegnete mir mit jedem Tage kälter; je besser ich ihm diente, je weniger liebte er mich; ich ward vom Hofe und von der Stadt verabscheuet, alles hatte sich zu meinem Verderben verschworen, und ohne Balkis Schutz hätten meine Verfolger ihren Wunsch, mich auf

dem Schaffott ſterben zu ſehn, zur Erfüllung gebracht.

Der einzige Gedanke tröſtete mich indeſſen: daß das Volk, bei allem Druck, worunter es die Nairs noch hielten, jetzt doch glücklicher ſei, als unter meinen Vorgängern. Die Strafloſigkeit, deren dieſe Großen genoſſen, hatte ihnen die Ueberzeugung eingeflößt, daß die Geſetze nicht für ſie gemacht wären. Ich ergriff die Gelegenheit, die ſich mir darboth, ſie eines andern zu belehren. Der erſte Polizeibediente ſtattete mir eines Morgens den Bericht ab, daß zwei junge Nairs den vergangnen Abend in Streit mit einem armen Weber gerathen wären, und ihn mit ihren Bambusſtöcken ſo lange geſchlagen hätten, bis er todt liegen geblieben ſei. Sogleich ließ ich ſie beide hohlen, und hörte aus ihrem eigenen Munde das Geſtändniß ihres Verbrechens. Ich zeigte ihnen das Geſetz, das ſie verurtheilte, und ließ ſie den Elephanten vorwerfen.

Diese strenge Gerechtigkeit, von der man noch nie ein Beispiel erlebt hatte, brachte den ganzen Hof auf. Kaum konnte mir meine Schwester das Leben retten; aber ich ward der Abgott des Volks, das mich seinen Freund, seinen Vater nannte, und — weil es sahe, daß ich ihm beistand, wenn es angegriffen wurde, — gar nicht zweifelte, mich eben so willig auf seine Seite treten zu sehn, wenn es selbst der angreifende Theil wäre. Den Tag darauf waren zwei Weber mit einem Nair in Streit gerathen, und hatten ihn mit ihren Stöcken so lange geprügelt, bis er unter den Schlägen den Geist aufgegeben hatte. Ich ließ die beiden Weber hohlen, die ihr Verbrechen mit ihrem eigenen Munde bestätigten. Ich zeigte ihnen das Gesetz, das sie verurtheilte, und ließ sie — den Elephanten vorwerfen.

Von diesem Augenblick an ward ich tödlich gehaßt von eben dem Volke, das mich den Tag vorher angebethet hatte; und da ich hier keine Schwester hatte, die jeden Wüthenden hätte be-

ſänftigen können, ſo drängte ſich ein ungeheurer Haufen mit Feuer und Schwert zu meinem Pallaſte. Meine ehmaligen Freunde waren die Anführer, meine Sclaven öffneten ihnen die Thüren, meine Weiber bezeichneten ihnen meine Zimmer. Ich hatte kaum noch Zeit, durch einen unbekannten unterirdiſchen Gang zu entwiſchen, der mich auf das Feld führte. Ich vertauſchte mit einem Bettler meine Kleider, und verbarg mich tief in den Wäldern. Bald aber führte mich meine zärtliche Liebe zu meiner Schweſter in die Stadt zurück und ließ mich allen Gefahren Trotz biethen. Dort hörte ich einen öffentlichen Ausrufer demjenigen, der meinen Kopf bringen würde, tauſend Goldſtücke verheißen; ich erfuhr, daß Balkis vom Könige verſtoßen, und ſo eben über die Grenze gebracht ſei. Unter meinen Lumpen verſteckt, folgte ich von fern der Spur meiner Schweſter; ich irrte von Wüſte zu Wüſte, ging nur des Nachts und hielt mich verborgen. In die Dörfer wagte ich mich bloß, um ein Almoſen zu erbetteln. Ach! es ward mir an

der Thür meines eigenen Hauses versagt; wimmernd vor Hunger, benetzte ich die Schwelle meiner ehemaligen Wohnung mit Thränen; da wo das Unglück so oft bei mir eine Freistätte gefunden hatte, glaubte ich jetzt im Elende zu verschmachten. Endlich bin ich nach unbeschreiblichen Beschwerlichkeiten, und nach dem ich hundertmahl dem Tode getrotzt, und den Kelch der Schande bis auf den letzten Tropfen ausgeleert habe, über die Grenzen des Königreichs Tipra gekommen; aber Balkis habe ich nicht wiedergefunden. Ich fühle, daß ich, von ihr getrennt, nicht leben kann, und ohne dich, hätte mich schon ein Dolchstich von allem Unglück frei gemacht. Behauptest du noch, daß es verdientes Leiden war?"

„Allerdings" erwiederte die Ameise. „Warum glaubtest du dem Fakir, der deine Talente lobte? Warum führtest du deine Schwester vor den König? Warum nahmst du die Vezierstellen? Ich könnte dir noch viel solcher Fragen vorlegen, wenn ich wollte. Du

wußtest es also nicht, Freund, daß es nur ein einziges Gut in dieser Welt gibt; und daß Verborgenheit es ist; Verborgenheit, dieß Geschenk des Himmels, das Brama nur seinen Lieblingen ertheilt; Verborgenheit, die Quelle der Ruhe, der Ursprung aller Glückseligkeit. Du warst in ihrem Besitz, Unbesonnener, und gabst dir Mühe, diesen Schatz zu verlieren! Du quältest dich, damit du dem Schicksale Gelegenheit gäbst, dir Qualen zuzubereiten!

Ich war bei weitem nicht mit allen den Vorzügen geboren, welche du von der Natur erhieltest. Als ältester Sohn des Königs von Baghnagur sollte ich sein Nachfolger in der Regierung werden, und ohne meinen Freund, einen Braminen, wäre ich auch diesem Unglück nicht entgangen. Dieser Bramine, Namens Dabchelim, lehrte mich frühzeitig die Weisheit; eine Wissenschaft, welche man gewöhnlich für schwer, für langweilig, mühevoll und verwickelt hält,

und die am Ende doch nur in zwei Regeln besteht: Thue nichts Böses, und lebe verborgen.

Von meinem siebzehnten Jahre an dachte ich mit Widerwillen an meinen Rang, an meine Hoheit, und an den Thron, dessen naher Besitz mir drohte. Ich fing an, die Menschen kennen zu lernen; ich sahe eben mein Vaterland durch einen bürgerlichen Krieg, den blutigsten und schrecklichsten, der je an den Ufern des Ganges geführt worden war, zur Einöde gemacht. Die Ursache dieses fürchterlichen Krieges war — das Vorrecht, spitze Mützen zu tragen, das einer gewissen Caste zustand. Die andern Casten hatten verlangt, daß jedermann runde Mützen tragen sollte, und diese wüthenden Thoren verheerten das Getreide auf dem Felde und ganze Dörfer, würgten ihre Väter und Brüder, entweder um eine Art Mützen zu behalten, die ihnen niemals einen Kopfschmerz vertrieben hatten, oder um andern einen Kopfputz streitig zu machen,

über

über den ſie laut ſpotteten, und der doch im Geheim ein Gegenſtand ihres Neides war.

So viel Boßheit beim Hochmuth, ſo viel Verkehrtheit beim Unverſtand, als ich an den Menſchen bemerkte, flößten mir gegen ſie nicht die Verachtung, die ſie verdienen, ſondern jenes demüthigende Mitleiden ein, das man als ihres Gleichen empfinden muß. Ich beſchloß, ſie zu fliehen, und mich am äußerſten Ende der Welt zu verbergen, damit ich nicht das Unglück hätte, mit ſo boßhaften Thoren leben zu müſſen. Mein Vater ſtarb, und noch an ſeinem Todestage fertigte ich eine Urkunde aus, durch welche ich meinem Bruder Krone und Scepter abtrat; ich reiſ'te mit Dabchelim ab, und ließ mich mit ihm in dieſem einſamen Walde nieder, deſſen wundervolle Natur du wohl nicht ahnden ſollteſt.

Hier baueten wir uns eine Hütte; wir pflanzten die Bäume, von denen wir uns nähren wollten, zuſammen in Einem Garten; wir

bestellten den Boden, und unsre ruhigen Tage verflossen unter Arbeit, unter Ausübung der Tugend und im Genuß der Freundschaft. Hier lebten wir hundert Jahr ohne Kummer und in steter Gesundheit. Uns quälte keine Furcht, keine vergebliche Hoffnung; wir waren von der Welt vergessen, sie wußte nichts von unserm Daseyn; nur für uns, nur durch uns selbst genossen wir jenes erste Gut, die Ruhe; jenen süßen Frieden, dessen Reitze die armen Sterblichen nicht zu empfinden vermögen; jene sanften und lebhaften Gefühle einer Freundschaft, die durch die Einsamkeit immer neue Stärke gewinnt; die uns alles, was uns mangelt, ersetzt; die mit jedem Vergnügen, das sie theilt, und mit jedem, dessen Stelle sie ersetzt, sich verschönert. O wie glücklich waren wir! Das ganze Jahrhundert unsers Lebens schien uns ein kurzer Augenblick zu seyn. Unsere langen weißen Bärte erinnerten uns, daß wir am Ziele unsrer Laufbahn wären, aber unser Herz und unser Geist hatten noch Jugendkraft. Da erschien uns Brama im Traum

um unſer Glück vollkommen zu machen, und ſagte: „„Söhne Adimo's! Ihr habt die wahren Güter des Lebens kennen gelernt, es iſt Zeit, daß Euer reiner Geiſt die Hülle, die er ſo lange bewohnt hat, abſtreife; es iſt Zeit, daß er einen andern Staub beſeele, und die Verwandlungen beginne, denen Visnu ihn unterworfen hat. Aber Ihr ſollt Euch nicht trennen; nur Euren Platz in der Reihe der Weſen, nicht Eure Denkungsart ſollt Ihr verändern. Fangt denn Euer neues Leben an, und ſeid ewig glücklich. Liebt Euch, arbeitet und bleibt verborgen!“ “

Mit dieſen Worten verſchwand er. Ich erwachte ſogleich und befand mich unter einem Thymianbuſch zur Seite meines Freundes, der, ſo wie ich, zur Ameiſe geworden war. Wir freuten uns über unſre Verwandlung; wir ſahen es als Belohnung an, daß wir unſre Empfindungen und Neigungen beibehalten konnten; daß wir ein neues Leben anfingen, und jetzt noch weniger Raum in der Welt, als im

vorigen Zustande einnahmen. Wir höhlten uns unter dem Tymianbusche unsre Wohnung aus; dann krochen wir in den Gegenden um unsern neuen Aufenthalt umher, und erfuhren, daß alle Thiere in diesem Walde Menschen gewesen waren, wie wir. Aber sie sind glücklich oder unglücklich, bestraft und belohnt, je nachdem sie Gutes oder Böses gethan haben. Die Verläumder sind Schlangen geworden, deren Nahrung ihr eigenes Gift ist; die Geizigen sind in Hamster verwandelt, die neben ihrem Vorrath vor Hunger sterben; die Neidischen sind zu Wespen geworden, die bei einer Honigscheibe den Geist aufgeben. Die Eroberer, die kriegerischen Fürsten, alle die Ruhmsüchtigen, die den Erdboden mit Trauer und Schrecken erfüllten, sind schüchterne Rehe, selbst der Furcht unterworfen, und verdammt, für jeden Soldaten, den sie ehemahls ihrer Ruhmsucht geopfert, einmahl unter den Klauen der Leoparden zu sterben. Aber die guten Könige sind in Bienen; die treuen Gatten in Tauben; die tugendhaften Menschen in

mancherlei Vögel verwandelt. Sie arbeiten, lieben und ſingen, wie ſie es in ihrem erſten Leben gethan haben.

So ſind die Bewohner dieſes Waldes beſchaffen, welcher den Namen des Waldes der Verwandlungen führt. Schon vierzig Jahre lebe ich in demſelben mit meinem geliebten Dabchelim als Ameiſe. Wir ſind uns einer dem andern genug, und unter allen Thieren dieſes Waldes haben wir bloß mit einem alten Löwen, der Darud heißt, Freundſchaft geſchloſſen. — Du wirſt dich über dieſe Verbindung wundern! O mein Freund, du weißt es noch nicht, daß die Seele von keinem Hochmuth mehr weiß, wenn ſie ihre menſchliche Hülle abgelegt hat; daß ſie dann keinen Unterſchied mehr unter dem ſo oder anders geformten belebten Stoff findet; daß Löwe und Ameiſe in ihren Augen ſich gleich werden; wie ſie es in Brama's Augen ſind. Dieſer würdige, brave Löwe, welcher uns beinah alle Tage beſucht, war ehedem ein gemeiner Soldat, der ſechzig

Jahr für das Wohl seines Vaterlandes focht, sechzig Jahr tugendhaft, unbestechlich und wachsam war, und immer von seinen Königen vergessen blieb. Die Menschen haben ihn als gemeinen Soldaten sterben lassen; Brama hat ihn zum Löwen gemacht. Er ist es, der bisweilen die Eroberer, die Oberhäupter der Parteien, die Ruhestörer ganzer Völker, die jetzt Rehe sind, verzehrt; er rächt jetzt das Menschengeschlecht an seinen Verfolgern, so wie er es ehemahls vertheidigt hat.

Der gute Darud hat uns heute Morgen besucht: ich habe Dabchelim bei ihm gelassen. Ich verließ unsre Wohnung, ungeachtet der Warnung und Erinnerung meines Bruders, daß die Blätter noch naß wären, und daß ich Schaden nehmen könnte. Ich glaubte ihm nicht. Jetzt war ich bis zu diesem wilden Rosenstrauche gekommen, und wollte auf eine Rose hinauf kriechen; aber ein Blatt, das vom Regen schwer war, fiel mit mir zu Boden. Ohne deine Hülfe hätte es

meinem Leben ein Ende gemacht. Du ſiehſt alſo, Zulbar, daß ich auch dieſes Unglück mir zuzog, weil ich die Vorſchrift des Weiſen vergaß: während des Ungewitters, und noch lange nachher, weiche nicht vom Buſen deines Freundes!

Willſt du bei uns bleiben; hat dir dein Unglück, wie ich es glaube, die verderblichen Güter, welche nur den Neid der Thoren erwecken, zuwider gemacht, ſo biethe ich dir mit Freuden die Hütte an, die Dabchelim und ich uns gebauet hatten. Dort werden deine Tage in ſüßem Frieden dahinfließen; du wirſt ruhig und unbekannt leben; du wirſt ſogar dich für glücklich halten können, wenn du dir folgende Wahrheiten, die mich Dabchelim gelehrt hat, wohl einprägſt: „Schweigen iſt beſſer, als Sprechen; Sitzen beſſer, als Stehen; Schlafen beſſer als Wachen; und das höchſte Gut iſt der Tod.“

Die Ameise schwieg, und Zulbar, der ihrer Erzählung, mehr gerührt als erstaunt, zugehört hatte, nahm ihr Anerbiethen mit Dankbarkeit an. Die Hoffnung, sein Leben in unbekannter Eingezogenheit zu endigen, erfüllte seine Seele mit Freude, aber der Gedanke an Balkis mischte noch in diese Freude Bitterkeit. Er machte sich auf, um zu Dabchelim zu gehn; die Ameise zeigte ihm den Weg. Als sie einige Schritte gethan hatten, hörten sie ein Brüllen, das Zulbarn in Schrecken setzte, so daß er stehen blieb. „Entsetze dich nicht," sagte ihm die Ameise, „das ist unser Freund Darud, der sein Strafamt verwaltet." — Bald kamen sie zu dem Thymianbusch, wo die beiden Freunde wohnten, und der erste Gegenstand, den Zulbars Augen trafen, war ein in Ohnmacht gesunkenes Frauenzimmer, zu dessen Füßen ein Löwe lag, der den Körper eines zerrissenen Menschen in seinen blutigen Tatzen hielt. Zulbar stürzt mit einem lauten Schrei zurück, aber bald verdrängt die Freude seine Furcht, er eilt hinzu, und schließt

Balkis in ſeine Arme. Ja, ſie war es; es war ſeine Schweſter, welcher der undankbare Fakir, den Zulbar an den Hof rief, und der lange Zeit für ſie brannte, nachgefolgt war, als man ſie über die Grenze von Tipra gebracht hatte. Erſt in dieſem Walde hatte er ſie erreicht; ſie war allein und hülflos. Aber eben, da ſie das Opfer ſeiner ſchändlichen Lüſte werden ſollte, kam der Löwe Darud auf ihr Geſchrei herzugelaufen, riß den Fakir in Stücken, legte ſich dann zu Balkis Füßen, und wartete mit Ungeduld darauf, daß ſie den Gebrauch ihrer Sinne wiederbekommen möchte.

Zulbars Sorgfalt, ſeine Anſtrengungen und ſeine Stimme brachten ſie bald ins Leben zurück. Sie ſchlug die Augen auf, erkannte ihren Bruder, warf ſich in ſeine Arme, und hielt ihn lange an ihr Herz gedrückt. Dann kehrten ſie beide zum Löwen zurück, der ſie mit liebreichen Blicken anſah; ſie drängten ſich an ſeinen Hals, und badeten ſeine lange

Mähne mit dankbaren Thränen, unterdessen die beiden Ameisen, durch dieses süße Schauspiel gerührt, ihre Empfindungen theilten und ihres Glücks mit ihnen genossen.

Dabchelim und der alte Darud hörten von der ersteren Ameise Zulbars Begebenheiten, und beide, so wie der Prinz von Baghnadur selbst, versprachen ihm ewige Freundschaft. Sie führten den Bruder und die Schwester in die Hütte, die sie bewohnen sollten. Darud schlug seine Wohnung vor der Thür auf; Dabchelim und sein Freund ließen sich im Garten nieder. Zulbar und seine geliebte Balkis, die sich nun endlich in der Gesellschaft vernünftiger Wesen befanden, stimmten beide dahin überein: daß zur Glückseligkeit des Lebens nichts weiter gehöre, als recht treue Freunde, und ein verborgener Ruhesitz.

Tamireh.

Amerikaniſche Novelle.

Einſt warf ich einem Spanier, der kürzlich von Buenos-Ayres zurück gekommen war, die ſchrecklichen Grauſamkeiten vor, deren ſich ſeine Landsleute bei ihren erſten Eroberungen ſchuldig gemacht haben: ich erinnerte ihn mit Schaudern an die Verbrechen, welche den Ruhm der Cortez, der Pizarro und vieler andern Helden befleckten; — Männer, deren Talente und Muth ſonſt vielleicht alles übertraf, was wir im Alterthume ſo ſehr bewundern: — und ich beklagte es, daß die Geſchichte eines für Spanien ſo ſchönen, ſo glänzenden Zeitraumes, in die Annalen deſſelben mit Blut eingetragen ſei.

Mein Spanier hörte mir mit geduldiger Höflichkeit zu. Thränen traten ihm in die Augen, als ich den Namen Las Casas nannte. „Das ist unser Fenelon," sagte er; „er hat zwar keinen Telemach geschrieben, aber er ist beide Hälften Amerika's durchgereist, um hie und da einen Indianer zu retten; er hat Meere durchschifft, um ihre Sache vor dem Rathe Carls V. zu vertheidigen, wie Ihr Erzbischof von Cambray der Vertheidiger der Protestanten war, die von Ihren Vorfahren in den Cevennischen Gebirgen ermordet wurden. Die Franzosen verfolgten noch am Ende der Regierung Ludwigs XIV. Andersdenkende: und was waren wir, was war Europa im sechszehnten Jahrhundert? dem Jahrhundert, das durch unsre großen Entdeckungen, durch Italiens Schöne Künste, durch die neuen Religionsparteien in Deutschland, und durch die in allen Ländern begangenen Gräuelthaten ewig denkwürdig bleiben wird. Die Portugiesen, unsre Nachbarn erwürgten die überwundenen Völker

auf der Küſte von Malabar, an den Geſtaden von Ceylan und auf der Halbinſel Malacca. Die Holländer, denen ſie weichen mußten, waren nicht minder grauſam, als ſie. In Schweden floß unter dem Nero des Nordens und dem Erzbiſchof von Upſala *) das Blut der Senatoren und Bürger von Stockholm. In London waren die Scheiterhaufen für Lutheraner und Katholiken bereits angezündet, und ſchon bauete man das Schaffott, auf welchem vier Königinnen von England **) bluten ſollten. Zu Paris — — Sie erinnern ſich ohne Zweifel des Namens der Guiſen, und der fürchterlichen Nacht des 24ſten Auguſts im Jahr 1572. Doch ich will nicht weiter davon ſprechen. Wir wollen einander nichts vorwerfen; wir ſind alle Unmenſchen geweſen. Die Geſchichte mag das traurige Geſchäft behalten, der Nachwelt die Verbrechen unſrer Vorältern

*) Chriſtiern II. und Troll.

**) Anna Bolen, Catharina Howard, Johanna Gray und Maria Stuart.

aufzubewahren; wir wollen, wenn es möglich ist, uns nur ihre guten Handlungen ins Gedächtniß zurück rufen, und oft davon sprechen, um es ihnen gleich thun zu lernen. Sie erwähnten vorher der schrecklichen Scenen bei der Eroberung von Peru; ich kannte dieselben nur allzu gut; erlauben Sie mir dagegen, daß ich Ihnen jetzt erzähle, wie wir Paraguay in Besitz genommen haben. Diese Geschichte wird weniger unangenehme Gefühle in Ihnen erwecken, und vielleicht lernen sie daraus einige besondere Umstände kennen, die unsere Geschichtschreiber mit Stillschweigen übergangen haben."

Ich wußte nicht recht, was ich dem Spanier antworten sollte, und entschloß mich daher, ihm zuzuhören. Er fuhr fort:

Sie kennen jenen unermeßlichen, schönen Landstrich zwischen Chili, Peru und Brasilien aus den Berichten der Reisenden. Die Gold- und Silber-Minen, welche er in seinem

Schooße aufbewahrt, ſind die geringſten ſeiner reichen Schätze. Das lieblichſte Clima, der fruchtbarſte Boden, herrliche Flüſſe und ungeheure Wälder; die Erzeugniſſe Europa's, vereinigt mit den Producten der Neuen Welt; ein Ueberfluß an allen Früchten, und an allen nützlichen Thieren laſſen den Bewohner von Paraguay die ganze Fülle der Segnungen aus der Hand der Natur, die ſie unter die übrigen Länder der Erde vertheilt hat, faſt ohne Bearbeitung des Bodens genießen.

Sebaſtian Cabot kam zuerſt im Jahr 1526 in dieſes Land, als er den Fluß hinauf fuhr, dem er den Namen Rio de la Plata (Silberfluß) gab. Die Silberſtangen, welche die Eingebornen den Spaniern brachten, zogen bald andre Seefahrer hieher. Man erbaute Buenos-Ayres; man errichtete einige Forts im Innern des Landes, und ließ ſich endlich zu Aſſumtion an den Ufern des Paraguayfluſſes nieder.

Die Eingebornen hatten beim Anblick unſrer Soldaten das Land verlaſſen. Vor allen hatten ſich die Guaranis, ein zahlreiches und mächtiges Volk, in unzugängliche Gebirge geflüchtet, und die Wege, die zu ihnen führten, waren durchaus unbekannt. Mehrere dahin abgeſchickte Haufen von den Unſrigen hatten verſucht, bis zu ihnen zu dringen, aber ſie kamen entweder vor Hunger um, oder wurden durch die Pfeile der Wilden erlegt. Alle Gemeinſchaft zwiſchen den Spaniern und den Guaranis war aufgehoben. Die Aecker blieben unbeſtellt, und die neue Pflanzſtadt, die ſich genöthigt ſah, alle ihre Bedürfniſſe aus Europa kommen zu laſſen, konnte durchaus nicht empor kommen.

In dieſem traurigen Zuſtande befand ſie ſich zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, als Don Fernand Pedreras zum Statthalter von Paraguay ernannt wurde. Er ging ungeſäumt dahin ab. Sein Charakter war indeſſen nicht geſchickt die Guaranis zur

Rück-

Rückkehr zu vermögen. Stolz und herrſchſüchtig wie Pedreras war, wollte er, daß ſich alles unter ſeine Befehle ſchmiege. Eiferſüchtig auf ſein Anſehen, vor allem aber von dem Durſt nach Reichthümern geplagt, erfüllten Geitz und Hochmuth ſeine Seele. Es währete nicht lange, ſo ward er allgemein gehaßt von den Spaniern, und die wenigen Indianer, die bisher noch Lebensmittel zum Verkauf gebracht hatten, ſäumten nicht, ſich zu den Guaranis zu begeben.

Unter den letzten Miſſionaren, die nach Buenos-Ayres gekommen waren, befand ſich ein alter Jeſuit, Namens Maldonado. Einen würdigern Prieſter gab es wol nie, und niemahls wurde wol das Wort eines Gottes der Güte durch einen reinern Mund verkündigt. Weder Ehrgeiz noch Reue hatten ihn in das Kloſter geführt. Maldonado war fromm von Kindheit an; die Natur hatte ihm ein ſanftes Herz verliehen, das nur den brennenden Wunſch, gut zu ſeyn, fühlte, und

keine weiteren Bedürfniſſe hatte, als innern Frieden und Tugend. Er hatte ſich in einem Alter von achtzehn Jahren zum Jeſuiten aufnehmen laſſen, um jenes Friedens zu genießen, und ſich die Tugend unverletzt zu erhalten. Von dieſer Stunde an hatte er ſein ganzes Leben dazu angewandt, die leidende Menſchheit zu unterſtützen, und Unglückliche aufzuſuchen, wie ein zärtliches Herz ſich Freunde ſucht. Er beſaß ein großes väterliches Vermögen, worüber ſeine Familie ihn ſchalten ließ. Dieß hatte er nach und nach unter die Dürftigen vertheilt. So war er im Geben grau geworden; und als er in ſeinem ſechzigſten Jahre bemerkte, daß ihm nichts mehr übrig geblieben ſei, bath er, daß man ihn nach Amerika ſchicke. „Ich kann nichts mehr geben," ſagte er, „fort alſo aus einem Lande, wo ich Arme ſehe! In Peru hat jedermann Gold im Ueberfluß, aber das Evangelium fehlt den Indianern; ich will es ihnen verkündigen; dieſer koſtbare, herrliche Schatz bleibt mir noch zu vertheilen übrig."

Als der Pater Maldonado zu Aſſumption ankam, erſtaunte er nicht wenig, ſtatt der Indianer, die er zu bekehren hoffte, nichts als Chriſten zu finden, die ſeines Troſtes bedurften. Sein Eifer nahm aber darum nur noch zu. Er beſuchte dieſelben fleißig, und wußte ihr Vertrauen zu gewinnen. Er hörte ihre Klagen an, erleichterte ihre Beſchwerden, und ward ihr Fürſprecher bei dem unerbittlichen Statthalter. Alles ſegnete den guten Jeſuiten, ſelbſt Pedreras hatte Achtung für ihn, und regierte ſeit der Ankunft deſſelben etwas gelinder; denn es iſt der Tugend eigen, ja vielleicht ihre Belohnung, daß ſie alles veredelt, was ſich ihr nähert.

Einſt, als Maldonado auf einem einſamen Spaziergange, ziemlich weit von der Stadt, den Lauf des Fluſſes verfolgte, hörte er etwas ſchreien und wehklagen. Sein Auge entdeckte am Geſtade ein nacktes Kind, das um einen Mann beſchäftigt ſchien, der auf der Erde hingeſtreckt lag. Maldonado eilt

hinzu; es war ein Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren. Neben ihm lag der Leichnam eines gleichfalls nackten Mannes zwischen dreißig und vierzig Jahren, der mit Schlamm gleichsam bedeckt war. Sein nasses Haar hing ihm um den Kopf herum, und auf seinem bleichen Gesichte trug er die Spuren einer langen Abmattung und eines qualvollen Todes. Der Knabe schwamm in Thränen, er wand seine Arme schluchzend um den Mann, hob ihn mit seinen schwachen Händen auf und suchte ihn mit seinen Küssen wieder zu beleben.

Sobald der Kleine den Jesuiten gewahr wurde, kam er gerade auf ihn zu, warf sich vor ihm nieder, umfaßte und drückte Maldonado's Kniee mit Heftigkeit, sah mit Blicken, voll des sprechendsten Ausdrucks von Ehrerbiethung, Liebe und Verzweiflung zu ihm auf und sagte einige abgebrochene Worte, die der Jesuit zwar nicht verstand, weil sie aus einer ihm unbekannten Sprache waren, die aber doch das zärtlichste Mitgefühl des guten Paters

weckten. Er hebt ſogleich den Knaben auf und läßt ſich von ihm zu dem Leichnam hinziehen. Er unterſucht denſelben ſorgfältig und findet, daß er ſchon erſtarrt iſt. Der arme Kleine ſah dem Jeſuiten zu, verlor keine ſeiner Bewegungen, und fuhr fort mit ihm in ſeiner Sprache zu ſprechen. Als er aber aus den traurigen Blicken Maldonado's und aus den Zeichen, welche dieſer ihm gab, ſchließen mußte, daß alle Hoffnung verloren ſei, da warf er ſich auf den todten Körper hin, bedeckte ihn mit tauſend Küſſen und riß ſich die Haare aus. Dann ſprang er plötzlich auf, und wollte ſich in den Fluß ſtürzen.

Maldonado vergaß ſein Alter und kam dem Knaben an Schnelligkeit zuvor; er hielt ihn auf und ſchloß ihn feſt in ſeine Arme. Der gute Alte dachte nicht daran daß der junge Wilde ihn nicht verſtehen konnte, und ſuchte ihn durch tröſtende Worte zu beruhigen. Da er indeſſen nicht ohne Thränen zu vergießen ſprechen konnte, ſo verſtand ihn der Knabe

sehr wohl und erwiederte seine Liebkosungen. Er zeigte immer auf den Leichnam hin und sprach den Namen „Alcaippa“ aus. Dann wies er auf den Fluß und rief: „Guacolde!“ Itzt legte er die Hand auf sein Herz und neigte sich über Alcaippa hin. Sodann streckte er wieder die Arme gegen den Fluß aus und rief zu wiederhohlten Mahlen: „Guacolde!“ Maldonado, der sich alle erſinnliche Mühe gab, den Sinn dieſer Wörter zu faſſen, begriff wohl ſo viel, daß der todte Wilde der Vater des Knaben war, und Alcaippa hieß; allein warum der Kleine immer ſeine Arme gegen den Fluß ausſtreckte und den Namen „Guacolde“ ausſprach, das blieb ihm immer noch ein Räthſel.

Maldonado hatte ſich lange vergeblich bemühet, den Knaben dahin zu vermögen, daß er ihn nach der Stadt begleite; denn verlaſſen wollte er ihn nicht. Endlich ward er einen Soldaten gewahr, der des Weges kam; dieſem trug er auf, einen Arzt aus Aſſump-

tion zu hohlen. Es währete auch nicht lange, ſo kam der Soldat mit dem Wundarzt des Krankenhauſes zurück, welcher den Leichnam noch einmahl unterſuchte und den Tod deſſelben beſtätigte. Auf Maldonado's Bitten machten nun der Wundarzt und der Soldat eine Gruft im Sande und beerdigten den Todten, indeß der gute Pater den Knaben hielt, der itzt noch lauter ſchrie und weinte.

Endlich gelang es Maldonado, den jungen Wilden zu bewegen, daß er ihm nach Hauſe folgte. Er überhäufte ihn mit den zärtlichſten Liebkoſungen, both ihm zu eſſen an, und erhielt es mit vieler Mühe von ihm, daß er ein wenig Speiſe zu ſich nahm.

Der Knabe ſchien gegen Maldonado's gutiges Betragen nicht unempfindlich zu ſeyn; er ſprang oft auf und küßte ihm die Hände. Dann ſah er ihn mit ſchmerzvollen Blicken an, und ſeine Thränen floſſen aufs neue. Die ganze Nacht brachte er ſchlaflos zu; und als

der Tag anbrach, gab er durch Zeichen zu verſtehen, daß er fortzugehen wünſche. Maldonado machte ſich mit ihm auf den Weg. Der Kleine führte ihn nach der Gegend hin, wo ſein Vater verſcharret lag. Sobald er das Grab erreicht hatte, warf er ſich darüber hin, küßte es zu wiederhohlten Mahlen und blieb lange Zeit darauf liegen. Dann lief er nach dem Ufer des Fluſſes, knieete ebenfalls auf daſſelbe nieder, und machte es wie auf dem Grabe ſeines Vaters. Hierauf kam er zu Maldonado zurück, ſprach mit gen Himmel gerichteten Augen und mit klagender Stimme die Namen Alcaippa und Guacolde aus, machte mit dem Kopf ein Zeichen, daß ſie nicht mehr wären, und warf ſich in Maldonado's Arme, als wollte er ihm ſagen, daß er ihm itzt angehöre, da er alles auf Erden verloren habe.

Die theilnehmende Sorgfalt des guten Paters für den wilden Knaben, erwarb ihm bald die Liebe deſſelben; mit einem eben ſo weichen

als dankbaren Herzen geſchaffen, gehorchte er ihm gern, ſuchte ſtets zu errathen, was ſeinem Wohlthäter angenehm ſeyn könnte und that es auf der Stelle. Er ließ es ſich gefallen, Kleider zu tragen, und gewöhnte ſich ohne große Mühe an Gebräuche, die er nicht verſtand, und die ihm öfters zuwider waren. Aber Maldonado durfte nur winken, und alles ward ihm leicht. Da er von Natur einen lebhaften Geiſt und ein erſtaunliches Gedächtniß hatte, ſo lernte er in kurzer Zeit ſo viel Spaniſch, daß er den Jeſuiten verſtehen, und ſich ihm wieder verſtändlich machen konnte. Das erſte Wort das er behielt, und welches ihm am meiſten auffiel, als er die Bedeutung deſſelben kennen lernte, war das Wort Vater; ein Name, den jedermann, der mit Maldonaldo ſprach, ihm zu geben pflegte. „O mein Vater!“ ſagte er, „ich glaubte dieſen Namen nie wieder auszuſprechen; aber Dir verdanke ich dieß Glück. Du mußt gewiß der Beſte unter den Menſchen ſeyn, da ſie Dich alle ihren Vater nennen.“

Jetzt, da er auf die Fragen des guten Paters antworten konnte, gab er ihm Nachricht von seiner Geburt und von seinem widrigen Schicksal. Auf dem Grabe deßjenigen, um den der junge Wilde immer noch wehklagte, erzählte dieser ihm folgende Geschichte:

„Ich heiße Camireh und gehöre zu dem Volke der Guaranis, welche Deine Brüder, die Spanier, aus diesen schönen Ebenen vertrieben haben, und die jetzt die Wälder hinter jenen blauen Bergen bewohnen. Ich war das einzige Kind Alcaippa's und Guacoldens. Sie hatten sich ihr ganzes Leben hindurch geliebt; seit meiner Geburt war ihr Leben nur Liebe für mich. Wenn mein Vater mich auf die Jacht mitnahm, begleitete uns meine Mutter, und wenn meine Mutter mich zu Hause behielt, ging mein Vater nicht auf die Jacht. Ich brachte meine Tage in ihrer Gesellschaft zu, und des Nachts schlief ich in ihren Armen. War ich zufrieden, so waren sie glücklich, und unsre Hütte hallte von ihren fröhlichen Gesän-

gen wieder; war ich krank, so fühlten sie meinen Schmerz, und jammerten beide laut; schlief ich dann ein, so sahen sie mich unverwandt an und mein Schlummer beruhigte sie wieder.

Ein Stamm Brasilianer, welchen Deine Brüder wahrscheinlich auch verjagt haben, griff uns in unsern Wäldern an; wir lieferten eine Schlacht, und die Brasilianer gewannen sie. Mein Vater und meine Mutter mußten fliehen; sie machten sich in der Eile ein Kanoeh von Baumrinde und brachten alles darein, was wir besaßen; zwei Hangematten, ein Netz und zwei Bogen. Wir schifften uns auf dem großen Flusse ein, ohne zu wissen wo wir bleiben sollten; denn die Brasilianer waren hinter uns, und vor uns zitterten wir davor, auf Deine Brüder zu stoßen.

Der Fluß war aus seinen Ufern getreten; er wälzte große Bäume mit sich fort. Unser Kanoeh schlug um. Mein Vater hielt mich

mit der einen Hand und schwamm mit der andern. Meiner Mutter, die seit langer Zeit krank war, ward das Schwimmen sehr sauer, und doch unterstützte auch sie ihren Camireh. Die Anstrengung erschöpfte bald die Kräfte meiner Mutter und die meinigen. Alcaipa, der es bemerkte, nahm uns beide auf seinen Rücken und schwamm mehrere Stunden, ohne irgendwo landen zu können, weil das Ufer aus steilen Felsen bestand. Die Gewalt des Stromes riß ihn fort; er fühlte seine Kräfte schwinden, aber uns verheelte er es. Wir waren selbst kaum im Stande uns über dem Wasser zu erhalten. Endlich kamen wir in diese Ebene, wo der breite Fluß ein Meer bildet. Auf einmal rief mein Vater aus: wir sind verloren, liebste Guacolde! ich kann mit meiner doppelten Last das Ufer nicht mehr erreichen. Wenn du noch so viel Kräfte hättest, mir einige Augenblicke nachzuschwimmen, vielleicht — — Meine Mutter ließ ihn nicht ausſprechen, sie sprang in die Fluth herab, und rief, indem sie uns aus den Au-

gen verschwand: rette unsern Sohn, ich sterbe glücklich!

Schon bin ich im Begriff meiner Mutter nachzuspringen, aber Alcaippa hält mir mit seiner einen Hand beide Arme fest. Er strengt sich übernatürlich an, durchschwimmt die unermeßliche Breite des Flusses und erreicht das Ufer. Hier legt er mich in den Sand nieder, schließt mich in seine Arme und sinkt todt zu meinen Füßen hin. Du fandest mich bald nachher; das Uebrige weißt du, mein Vater!"

Schluchzend hörte der Jesuit die Erzählung des jungen Wilden an. Er versuchte es nicht, ihn zu trösten; er ermahnte ihn nicht, seinen Schmerz zu mäßigen, oder seine gerechten Thränen zu hemmen; nein, er begleitete sie mit den seinigen, und Camireh, den so viel Theilnahme rührte, hörte auf zu weinen, um Maldonado's Thränen zu trocknen.

Die väterliche Güte dieses Mannes gewann ihm immer mehr das Herz des gefühl-

vollen Camireh. Er wohnte fleißig seinem Unterricht bei, und lernte mit bewundernswürdiger Leichtigkeit lesen und schreiben. Der fromme Missionar sprach mit ihm von der Religion; er schilderte sie ihm, wie er sie fühlte. Die aus der Fülle seines Herzens geschöpfte Beredsamkeit, mit welcher er sie vortrug, machte bald auf die Seele seines Zöglings Eindruck. Camireh glaubte gern, was der gute Pater ihm sagte, weil er ihn die Gebothe selbst ausüben sah, die er lehrte. Er begleitete ihn ins Hospital zu den Armen und Unglücklichen; er sahe, wie Maldonado neben einem Kranken saß und durch seinen tröstenden Zuspruch den Schmerz desselben linderte; wie er selbst sein sparsames Mahl, ja sogar seine Kleider mit den Dürftigen theilte; und wenn der junge Wilde dann in der Bewunderung einer so herzlichen Bruderliebe verloren war, sagte der Jesuit zu ihm: „mein Sohn, ich thue noch lange nicht genug; mein Gott ist ein Gott der Armen, der Waisen und der Betrübten; sie sind seine vorzüglich geliebs

ten Kinder, und ihnen müssen wir zu Hülfe kommen, wenn wir ihrem Vater gefallen wollen."

Entzückt über diese göttlichen Lehren, und brennend vor Begierde, ein so herrliches Beispiel nachzuahmen, verlangte Camireh die Taufe. Diese Aeußerung erfüllte das Herz des guten Missionars mit Freude; er eilte dem Statthalter davon Nachricht zu geben. Pedreras hielt den bekehrten Amerikaner über die Taufe, alle Spanier überhäuften ihn um die Wette mit Geschenken, und der Jesuit dachte an nichts weiter, als wie er seinem neuen Proselyten ein unabhängiges Glück zusichern könne.

Der Credit, welchen Maldonado in der neuen Pflanzstadt, und selbst in Spanien hatte, und die allgemeine Achtung, deren er genoß, machten es ihm leicht, Camireh die Stellen, welche dieser sich wünschen würde, zu verschaffen. Er hatte itzt sein sechzehn-

tes Jahr zurück gelegt, und seine Erziehung war vollendet. Maldonado's Zögling war besser unterrichtet, als der größte Theil der Colonisten; er verstand lateinisch und Mathematik, er hatte die Geschichtschreiber und Dichter und die besten Spanischen Werke gelesen. Sein gesunder, treffender Verstand hatte sich durch das Lesen gebildet; er las gern, er beurtheilte die Bücher richtig, und oft sammelte er aus ihnen mehr wahre Philosophie, als der Verfasser selbst hineingelegt hatte. Maldonado war über seine richtigen Urtheile erstaunt; er sprach mit ihm ernsthaft darüber, daß er sich nothwendig zu Ergreifung irgend eines Standes entschließen müsse, um dereinst sein Glück machen zu können. Er schlug ihm die Rechtswissenschaft, den Kriegsdienst, oder den Handel vor, und ließ ihm darunter nach seiner gewöhnlichen Güte die Wahl. Camireh antwortete ihm folgender Gestalt:

„Der einzige Irrthum, mein Vater, den ich an Dir gewahr werde, ist der, daß Du glaubst,

glaubſt, jenes Glück, von dem Du mir ſo oft ſprichſt, ſei zu meinem Heil unentbehrlich. — Ich begreife es wohl, nach dem, was ich geleſen habe und was Du mir ſelbſt von Deinem Europa erzählt haſt, wo alle Gaben der Natur nur einem kleinen Theile der Einwohner gehören; wo die Armen verdammt ſind, den Reichen zu dienen, um ſich damit das Recht zu erkaufen, daß ſie die Luft einathmen und von den Früchten der Erde ſich nähren dürfen; ich begreife es wohl, ſage ich, daß man in jenem Lande alle mögliche Mittel, gerechte und ungerechte, anwendet, um aus der großen Claſſe derer, die nichts haben, herauszutreten, und zu der kleinen Anzahl der alles Beſitzenden zu gehören. Aber ſieh Dich doch einmal in dem Lande um, das wir bewohnen, mein Vater! betrachte die unermeßlichen Ebenen, wo Mais, Manioc, Kartoffeln, Ananas und eine Menge geſunder Gewächſe faſt ohne Wartung vor unſern Augen emporſchießen; betrachte jene ungeheuren Wälder voll von Kokos, Limonien, Granaten, Citronenbäumen und andern köſtli-

chen Früchten, welche die Natur mit minderer Mühe hervorbringt, als es Dir kostet, ihre Namen zu behalten; alles das ist mein, ich kann davon genießen, und es wird noch lange dauern, ehe die Bevölkerung Paraguays so zunehmen wird, daß die Menschen dieses weitausgebreitete Land unter sich theilen, jedem Bezirke seinen Herrn setzen und alle, die nach ihnen kommen, von der Erbschaft an der Natur ausschließen werden.

Was das Gewerbe betrifft, dem Du, ich weiß nicht warum, den Namen eines Standes gibst, und das ich nach Deinem Willen erwählen soll, so gestehe ich Dir frei, daß mir keines von denen, die Du mir vorgeschlagen hast, gefällt. Mir sind eure Gesetze zuwider; ich halte sie für unzulänglich, unbestimmt und oft sogar sich selbst widersprechend. Von allen Büchern, die Du mit mir gelesen hast, haben mir die über eure Rechte die meiste lange Weile gemacht; und Du weißt wohl, man lernt nie gründlich, was einem langweilig ist; darum habe ich

gar keine Luſt, eure Rechtswiſſenſchaft zu erlernen; — den Schein aber anzunehmen, als wüßte ich ſie (wie ſo viele Deiner Landsleute thun) das mag ich auch nicht. — Der Krieg iſt mir abſcheulich. Meine ganze Bewunderung und Liebe zolle ich dem beherzten Manne, der, wenn ſein Weib, ſeine Kinder, ſein Vaterland angegriffen werden, ſogleich ſich bewaffnet und für das Wohl ſeiner Brüder dem Tode entgegen geht; aber das iſt kein Kriegsmann, wie man ihn in Deinem Lande ſehr unſchicklich nennt; es iſt ein Mann des Friedens und der Gerechtigkeit: denn für dieſe beiden ſtreitet er ja. Daß ich indeſſen, ein geborner Guarani, mein Leben und mein Blut dem Könige von Spanien verkaufen, daß ich auf ſeinen Befehl Länder verwüſten und Menſchen umbringen ſollte, — nein, mein Vater, das verbiethet mir die Religion, die Du mich lehrteſt. Auch ſoll ich es noch erſt lernen, wie Deine Spanier dieſe Lebensart mit ihrer Chriſtenpflicht zu vereinigen wiſſen.

Der Handel gefiel mir Anfangs sehr. Es schien mir edel und schön, Meere zu durchschiffen, und sein Leben in Mühen und Gefahren zuzubringen, um entfernten Nationen ihre Bedürfnisse zuzuführen und unter die große Familie der Menschen die Segnungen ihres gemeinschaftlichen Vaters zu vertheilen. Aber ich habe bei genauerer Aufmerksamkeit den Zweck dieses Edelmuths entdeckt. Ich hab' es gesehn, daß die rechtschaffensten Kaufleute sich kein Gewissen daraus machten, den Wilden Mordgewehre zu bringen, und sie mit starken Getränken zu berauschen, um einen vortheilhaftern Kauf zu schließen. Und dann habe ich die Afrikaner hieherschleppen sehn, die sie auf dem Markte wie Lastthiere feil bothen Menschenverkauf, mein Vater, das soll Handel seyn? O nein, ein Kaufmann werde ich nimmermehr!

Laß mich also nur immer bleiben, was ich bin! — Ja, lächle nur, und gib mir mit Deiner feinen Sanftmuth zu verstehen, daß

ich nichts bin: ich verſichre Dir, daß ich etwas bin, und, Dank ſei Dir! — ein ziemlich gutes, ein ziemlich glückliches Etwas. Ich bin geſund, ich habe ein ruhiges Gewiſſen, ich würde jeden Augenblick bereit ſeyn, vor dem Thron des gerechten Richters im Himmel zu erſcheinen, und nur der Kummer, Dich verlaſſen zu müſſen, würde mir meine letzten Stunden verbittern. O, mein Vater, der Stand der Schuldloſigkeit iſt ſo ſchön, laß mich in keinen andern treten! Mir mangelt nichts bei Dir, und wenn ich ſo unglücklich wäre, Dich zu verlieren, dann kehrte ich in meine Wälder zurück, wo die Menge von Fruchtbäumen mein Leben, und das Andenken an Dich meine Tugend erhalten würde. Laß mich in Frieden des Glücks genießen, das Du mir verſchafft haſt. Wir haben viele ſtarke Bände durchgeleſen über das, was die Menſchen Glückſeligkeit nennen; ich würde ein ganz kurzes Schriftchen darüber ſchreiben, das nur in dieſen vier Zeilen beſtehn ſollte: Glücklich iſt der, welcher ſich die

Reinigkeit seines Herzens bewahrt, und alle dem entsagt, was er entbehren kann!"

Maldonado wußte seinem jungen Philosophen nicht zu antworten. Er gestand, daß der Schüler den Lehrer übertroffen habe, und bath Camireh lächelnd, daß er ihn nun wieder zu seinem Schüler annehmen möchte. Aber Camirehs Weisheit sollte itzt auf die Probe gestellt werden.

Seit einigen Monathen hatte ein von Cadix angekommenes Schiff eine Nichte des Statthalters von Assumption aus Spanien mitgebracht. Sie war die Tochter Don Manuels, eines jüngern Bruders des Pedreras. Ihr Vater hatte kein Vermögen und durch seinen Tod war sie eine Waise geworden. Die Verwandten Don Manuels hatten auf keine bessere Art das arme Mädchen los zu werden gewußt, als sie nach Amerika zu ihrem Oheim zu schicken, der für einen reichen Mann be-

kannt war. Pedreras empfing dieſe Nichte mehr mit Verwunderung als mit Freude. Anfangs war er ſogar Willens, ſie nach Spanien zurück zu ſchicken, und nur Maldonado's Vorſtellungen waren Schuld daran, daß er dieſen Entſchluß aufgab. Er begnügte ſich, den Verwandten, die ihm eine ſo große Laſt aufgebürdet hatten, heftige Vorwürfe darüber zu machen, und ließ es ſich aus übergroßer Menſchenliebe gefallen, die einzige Tochter ſeines Bruders bei ſich zu behalten.

Man kann wohl denken, daß die junge Nichte in Pedreras Hauſe nicht das glücklichſte Leben führte; ſie wußte, ſie ſahe es, daß ihm ihre Gegenwart läſtig war. Sie zitterte davor, ihren Oheim zu erzürnen, weil ſie überzeugt war, daß ſie ihm mißfiel. Auf jede ſeiner Handlungen, auf jedes ſeiner Worte war ſie aufmerkſam, und ſie glaubte ſehr viel gethan zu haben, wenn man ſie nur nicht für beſchwerlich hielt. Sie hatte kaum das ſechszehnte Jahr erreicht; Angeline war ihr

Name. Ihre Schönheit, ihr sanftes, gefälliges Wesen, ihr liebenswürdiger Verstand, vor allem aber ihr Herz, gegen welches ihre übrigen Vorzüge noch im Schatten standen, machte sie dieses Namens würdig. Man durfte sie nur sehn, um sie zu lieben; und wenn man sie liebte, durfte man es ihr ohne Bedenken gestehen; Eitelkeit befleckte diese reine Seele nicht, und das Gefühl, das sie einflößte, war ihr selbst so ähnlich, daß es im Herzen des Mannes, der es empfand, zu einer Tugend ward.

Angeline suchte oft das freie Feld und die Einsamkeit. Man lebt in den Colonieen ziemlich ungezwungen: dieß nützte die Spanierinn, und ging alle Abend, von einem einzigen Bedienten begleitet, spazieren. Sie betrachtete die Natur, athmete den Duft der Blumen, hörte den Gesang der Vögel und bewunderte die untergehende Sonne. Das waren ihre einzigen Vergnügungen, und ihre sanfte Seele voll edler, zarter Gefühle und

voll innern Friedens; dieſe Seele, die immer bereit war das gegenwärtige Gute ganz zu empfinden, und ſtets entfernt davon, nach einem zukünftigen Beſſerem zu haſchen, begnügte ſich daran.

Sie hatte oft bei ihren Spaziergängen auf dem Felde einen jungen Menſchen bemerkt, der immer mit ihr um die nämliche Stunde in die Gegend kam die ſie vorzüglich liebte, ſich dort auf die Kniee niederließ, lange Zeit in dieſer Stellung blieb, und dann gleich wieder nach der Stadt zurück kehrte. Angeline, die wenig Neugier beſaß, hatte es vermieden, ihm zu begegnen; aber eines Abends, da ſie ſpäter als gewöhnlich nach Hauſe kehrte, und bei jener Gegend vorbei kam, ſah ſie auf einmahl eine ungeheure Schlange von jener Art, die man Amaru nennt und welche in Paraguay ſehr gemein iſt, den Kopf über die Spitzen des höchſten Graſes erheben, und mit fürchterlichem Gezisch auf ſich zuſtürzen. — Angeline ſchreit

laut auf; ihr Bedienter nimmt erschrocken die Flucht. Die junge Spanierinn läuft selbst so sehr sie kann, aber die Schlange verfolgt sie, kommt ihr immer näher, und ist im Begriff, sie einzuhohlen. Da tritt Camireh hervor mit einer Schlinge in der Hand, wie sie die Peruaner mit so vieler Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen. *) — Er wirft sie dem Ungeheuer über den Kopf, läuft mit der äußersten Geschwindigkeit vorwärts, so daß er es erwürgt und hinter sich her zieht.

Angeline war in Ohnmacht gesunken. Camireh kommt ihr zu Hülfe und bringt sie wieder zu sich. Das kraftlose Mädchen stürzt sich auf ihn; er führt sie bis zu dem Hause ihres Oheims, hört erröthend ihre Danksagungen und verläßt sie in einer Unruhe, die er bis dahin noch gar nicht gekannt hatte.

Camireh eilte zu Maldonado und erzählte ihm den Vorfall. Die Freude, welche

*) Die Peruaner erwürgen mit solchen ledernen Schlingen Tiger und Stiere.

der gute Pater darüber empfand; der Antheil, den es an Angelinens Schickſal nahm, alles was er von ihren Tugenden, von ihren liebenswürdigen Eigenſchaften ſagte, vermehrte nur Camirehs Unruhe. Er hörte ihm zerſtreut und in Träumen verloren zu; die ganze Nacht konnte er nicht ſchlafen. Gleich den andern Morgen fragte er Maldonado mit einer gewiſſen Unruhe, ob es nicht ſchicklich ſeyn würde, daß ſie beide zum Statthalter gingen und ſich nach dem Befinden ſeiner Nichte erkundigten. Dieſer war es zufrieden, und ſie begaben ſich ſogleich dahin. Pedreras empfing ſie höflich und voll Erkenntlichkeit; er verſicherte, daß Angeline ſich wohl befinde, und behielt ſie beide den ganzen Tag bei ſich. Hier ſah der junge Guarani die ſchöne Spanierinn wieder, er durfte ſie unterhalten, und fühlte nun in allen Pulſen die brennende Liebe, die ihn verzehrte.

Die Geſchichte des Alcaippa und die Lobſprüche, welche der gute Vater ſo gern ſei-

nem Sohne ertheilte, machten die Hauptgegenstände der Unterhaltung aus. Angeline hörte aufmerksam zu, und schlug die Augen nieder: ein höheres Roth brannte auf ihren Wangen, und ein heimliches Gefühl machte ihr Herz stärker klopfen. Sie erfuhr itzt aus Maldonado's Munde, warum Camireh so oft am Ufer des Flusses auf den Knieen lag. Diese Frömmigkeit, diese kindliche Liebe verdoppelten ihr dankbares Gefühl für ihren liebenswürdigen Erretter. Sie freute sich, daß er es war, der sie von einer so großen Gefahr befreiet hatte; sie fühlte sich so glücklich, daß sie verpflichtet war, den Jüngling zu lieben; und doch war sie verlegen, wenn sie die Augen zu ihm aufschlagen wollte.

Es währte nicht lange, die jungen Liebenden sahen einander nur einige Mahl, und schon gaben sie sich alles zu verstehen, was sie fühlten; versicherten es sich schon, ohne zu sprechen, daß wechselseitige Liebe sie beseele. Angeline verschloß das Geheimniß, das

ihre Augen verrathen hatten, in ihrem Buſen, aber der aufrichtige Guarani geſtand ſeinem zweiten Vater alles. Er mahlte ihm die Leidenſchaft, die ſeine Seele erfüllte, mit glühenden Zügen; er wiederholte es ihm tauſendmahl, daß nur der Tod allein dieſe Leidenſchaft auslöſchen könne, und daß er bereit ſei, alles zu unternehmen, um Angelinens Hand zu verdienen. Dann bath er ihn noch, ihm zur Erlangung dieſes Glückes behülflich zu ſeyn.

Maldonado hörte ihm traurig zu. „O mein Sohn," ſagte er, „wie betrübſt Du mich! und wie viel Unglück bereiteſt Du Dir! Du kennſt unſre Sitten, unſre Gebräuche, unſre Achtung für hohe Geburt, unſre Leidenſchaft für Reichthum; und doch kannſt Du glauben, daß der Statthalter von Paraguay ſeine Nichte einem Fremdling, einem Unbekannten geben werde? einem Menſchen, der nichts in der Welt ſein nennen kann, und deſſen Vorſatz es iſt, nach meinem

Tode unter den Wilden, seinen Brüdern, zu leben? Ich habe diese Verachtung der nichtigen Götzen, die sich das verderbte Menschengeschlecht gemacht hat, in Deinem Herzen nicht unterdrückt, sie ist mir vielmehr schätzbar gewesen: aber mein lieber Camireh, wenn man so sich über die Schwachheiten der menschlichen Natur erheben will, dann muß man gleich der Liebe entsagen; sie allein macht uns zu Sklaven aller menschlichen Vorurtheile und aller Launen des Glückes. Du dauerst mich, liebes Kind, ich kann Dir nicht mehr rathen, ich kann Deine Wunde nicht heilen. Gern wollte ich Dir Hoffnung machen; allein so sehr ich Dich liebe, so versuche ich es doch umsonst, mich selbst zu hintergehn, um Dich einige Augenblicke mit Täuschungen hinhalten zu können. Ich würde immer nur Ein Mittel auffinden können, das Dich zum Zweck führte: die Habsucht des Statthalters würde ihn Deine Geburt vergessen lassen, wenn wir ihm viel Gold biethen könnten; aber das haben wir nicht, und — —

„Gold?“ rief Camireh aus, und fiel dem Alten um den Hals; „o freue Dich mit mir, mein guter Vater; es kommt nur auf mich an, mir Gold zu verschaffen. Die Berge, die ich bewohnte, sind ganz voll davon; ich weiß die Wege, die mich dorthin führen. Ich will Dir so viel bringen als Du verlangst; Du bietheſt es dem Statthalter, und er gibt mir für einen so verächtlichen Preis das schönste, das tugendhafteste, das liebenswürdigste Geschöpf auf der Welt. So wird der abscheuliche Durst nach diesem Metall, der in der Neuen Welt schon so viele Verbrechen veranlaßt hat, doch nun wenigstens zwei Menschen glücklich machen.“

Der gute Vater, dem das einzige Wort „glücklich“ immer das Herz schlagen machte, nahm Antheil an der Freude seines Sohnes. Gleich den andern Tag ging er zu Pedreras. Allein da er den Charakter des Mannes kannte, den er für sich gewinnen wollte, so hielt er es nicht für unerlaubt, ein wenig

Verschlagenheit dabei anzuwenden. Er sprach also zuerst über die Schwierigkeiten, die es haben würde, Angelinen standesmäßig zu verheirathen; dann gab er so ganz von weitem zu verstehen, daß sie wohl, wenn man diesen Punct aufopfern wollte, Männer finden möchte, die sich glücklich schätzen würden, ihr ein großes Vermögen zu Füßen legen zu können; die selbst ihrem Oheim die Ehre, sein Verwandter zu werden, theuer bezahlen würden; und erst dann, als er sahe, daß Pedreras diese Einleitung gar nicht übel aufnahm, brachte er zuletzt seinen Zögling mit hunderttausend Ducaten in Vorschlag.

Pedreras war nicht leicht zu hintergehen; er war in Staatsgeschäften alt geworden, und diese hatten ihn mißtrauisch und fein gemacht. Als er Maldonado's Vorschlag hörte, fiel es ihm gleich ein, daß Camireh aus dem Lande der Guaranis sei, wo Goldminen keine Seltenheit seyn sollten; er berechnete, daß diese Reichthümer nirgend

anders

anders her als von dort kommen könnten; und ohne das Verlangen des Jesuiten, daß er seine Nichte diesem Neu-Bekehrten geben sollte, gänzlich zurückzuweisen, antwortete er: „mein guter Pater, ich denke nur an Spaniens Vortheil. Es kümmert mich wenig, ob ich mein Vermögen vergrößere, aber ich brenne vor Begierde, meinem Vaterlande nützlich zu werden. Euer Zögling könnte meine Wünsche zur Ausführung bringen: er entdecke mir eine Goldmine, und er erhält sogleich meine Nichte."

Diese Antwort machte Maldonado tiefsinnig; jedoch ließ er den Pedreras sein eben gethanes Versprechen wiederhohlen, und kehrte, fest überzeugt, daß der Statthalter Wort halten würde, mit der Antwort desselben zu dem jungen Guarani zurück.

Als Camireh sie angehört hatte, stand er traurig da; heiße Thränen flossen ihm aus den Augen. „Ach! mein Vater," rief er,

„Angeline ist für mich dahin! Um des Statthalters Verlangen zu erfüllen, und ihm eine Goldmine zu entdecken, müßte ich ihm die Wege zeigen, die den Spaniern noch unbekannt sind, und daß sie dieß sind, darauf beruht einzig und allein die Sicherheit meiner Brüder. Ich sollte der Ueberläufer, der Verräther seyn, der meine Nation ihren Feinden, ihren Henkern in die Hände lieferte! Nein, mein Vater, dann müßtest Du Deinen Sohn hassen, ihn verachten, und was wäre mir das Leben, wenn ich Deine Achtung verloren hätte?“

Maldonada umarmte Camireh und hielt ihn lange an seine Brust gedrückt. Er gab seinem edlen Entschlusse Beifall, er befestigte ihn in dem unerschütterlichen Grundsatz, jederzeit seine liebsten Vortheile, seine heftigsten Leidenschaften auch der aller schmerzhaftesten Pflicht aufzuopfern. „Die Leidenschaften hören auf,“ sagte er, „der Eigennutz ändert seine Richtung, aber die Tugend ist ewig unveränderlich. Zu jeder Zeit und über-

all ſucht ſie den zu entſchädigen, der für ſie duldet; ſie tröſtet ihn, richtet ihn auf, ſie flößt ihm das ſüßeſte Bewußtſeyn ein, läßt die allgemeine Achtung ihm huldigen, begleitet ihn noch jenſeit des Grabes, und bewacht den Hügel, der ſeine Gebeine deckt. Dort ſegnet noch jedes fühlende Herz den Namen, den ſie ehrwürdig machte; dort fließen ihm noch Thränen der Liebe, der Sehnſucht und der Bewunderung."

Der unglückliche Camireh hörte ſeinem Vater zu und ſeufzte. Er war unwiederruflich entſchloſſen, nicht durch Verrätherei an ſeinen Landsleuten zu dem Beſitz ſeiner Geliebten zu gelangen; er nahm es ſich vor, ſeine Leidenſchaften zu unterdrücken, und hoffte dieſen Vorſatz auszuführen. Von dem Augenblick an vermied er die Gelegenheiten, Angelinen zu ſehen, eben ſo ſorgfältig, als er ſie bisher aufgeſucht hatte. Er ging gar nicht mehr aus, vertiefte ſich ganz in die Wiſſenſchaften, und glaubte durch Beſchäftigung ſei-

nes Verstandes, auch endlich die Neigung seines Herzens zerstreuen zu können. Angeline konnte die Ursachen dieser auffallenden Veränderung nicht begreifen. Sie gerieth Anfangs in Unruhe darüber, und wartete mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, wo sie von Camireh selbst Aufschluß erhalten könnte. Als er aber gar nicht mehr zu ihrem Oheim kam, sie ihn nicht mehr auf dem Felde, nicht einmal bei Alcaippa's Grabe mehr antraf, da traten Verdruß und Zorn an die Stelle des Schmerzes. Sie glaubte, er liebe sie nicht mehr, und entschloß sich daher, auch ihrer Liebe zu entsagen. Der Zufall brachte sie einst an einem Festtage in der Kirche neben Camiveh zu sitzen, allein sie zwang sich während des ganzen Gottesdienstes den unglücklichen Guaräni keines Blickes zu würdigen; sie that als bemerkte sie ihn gar nicht, und verließ die Kirche, ohne ihn zu grüßen. Es kostete der sanften, zärtlichen Angeline unbeschreibliche Mühe, sich so viel Gewalt anzuthun, aber nach diesem Siege über sich selbst glaubte sie, daß ihr nichts mehr

unmöglich ſei; und ſie ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß ſie den Jüngling, der ihre ganze Seele erfüllte, bald würde vergeſſen können.

Camireh war in Verzweiflung. Er hatte Muth in ſich gefühlt, ſeiner Geliebten zu entſagen, ſich ihrem Anblick zu entziehen, allein ihre Verachtung zu ertragen, das war zuviel! Seine Seele erlag unter dieſem Gedanken, er konnte den quälenden Schmerz in ſeinem Buſen nicht länger aushalten und ging zu Maldonado.

„Mein Vater,“ ſagte er zu dieſem, „höre mich an und — vergib mir; ich kann meine Liebe nicht überwinden. Alle Stärke, die nur Tugend und Vernunft geben können, habe ich gegen mein Herz gebraucht, aber Angeline behält immer den Sieg. Ich verlaſſe Dich, mein Vater; ich reiſe ab — — — Um Gottes willen, laß mich Deine Thränen nicht ſehen! wenn Du weinſt, ſo bleibe ich und

sterbe zu Deinen Füßen. Laß mich in meine Wälder zurückkehren; ich werde wiederkommen, das hoffe ich gewiß: wie bald? kann ich nicht bestimmen, aber ich komme gewiß. Wenn menschliche Kräfte den Anschlag, den ich gefaßt habe, ausführen können, so führe ich ihn wahrlich aus, und Du siehst mich dann wieder, siehst in mir den glücklichsten, den schuldlosesten Menschen. Lebe wohl, mein Vater, mein Freund, mein Wohlthäter! Trockne Deine Thränen; es ist nicht Dein Sohn, der Dich verläßt, es ist ein Unglücklicher, ein Wahnsinniger, der einer unseligen Liebe zur Beute geworden ist. Sie beherrscht ihn nach ihrem Gefallen, sie treibt ihn weit von seinem Vater fort, sie erfüllt, sie verzehrt ihn, aber dennoch vermag sie die zärtliche Zuneigung und die Erkenntlichkeit nicht wankend zu machen, die dieses Herz, — obwohl nicht mehr mein — Dir ewig bewahren wird."

Bei diesen Worten entflieht er und hört Maldonado nicht mehr, der ihn zurückruft,

der ihn vergebens bittet, wieder in ſeine Arme zu kommen. Bald hat er ihn aus dem Geſichte verloren; der gute Greis iſt ſeines Sohnes beraubt und glaubt ſich nun allein in der Welt.

Angeline war noch mehr zu beklagen. Gefoltert von einer Leidenſchaft, die ſie nicht beſiegen konnte, fühlte ſie dieſelben Qualen, die Camireh gefühlt hatte, aber ihr fehlte noch der Troſt, einen Vertrauten ihres Unglücks zu haben. Sobald ſie von ſeiner Flucht Nachricht erhielt, machte ſie ſich Vorwürfe, daß ſie Schuld daran ſei, und mit Thränen der bitterſten Reue dachte ſie an den Tag zurück, an dem ſie that, als liebe ſie ihn nicht mehr. Eine Zeit lang nährte ſie die Hoffnung, daß er zurückkehren würde; als aber ein halbes Jahr verfloſſen war, und Camireh immer noch nicht erſchien, da bath die unglückliche Angeline ihren Oheim um die Erlaubniß, in einem der zu Aſſumption bereits geſtifteten Klöſter den Schleier annehmen zu dür-

sen. Predreras gab seine Einwilligung, und führte sie noch den nämlichen Tag zu der Priorinn des Klosters der heiligen Clara, die Angelinen als Novize einkleidete und mit dem Statthalter dahin übereinkam, daß man die Zeit ihres Noviziats um die Hälfte abkürzen wolle.

Die Unglückliche wünschte selbst die Beschleunigung ihrer Aufnahme. Die Zeit verfloß ihr so langsam, seit sie Camireh nicht mehr sah. Sie dachte, ihre Qual würde gemindert werden, wenn sie das Gelübde erst würde ausgesprochen haben, und die Liebe würde ein Herz verlassen, das Gottes Eigenthum geworden sei. Sie sahe endlich den so sehnlich gewünschten Augenblick sich nahen, und fühlte eine Art von Freude darüber.

Den Tag vorher, ehe Angeline ihr Gelübde ablegen sollte, kam der gute Pater Maldonado von Krankenbesuchen zurück, und setzte sich auf die steinerne Bank vor seiner Hausthür. Er war gerade in seinen Gedan-

ken mit Camireh beſchäftigt; und kaum bemerkte er in der Ferne jemand auf ſich zugelaufen kommen, als er auf einmahl einen lauten Schrei höret und ſich von den Armen eines jungen Menſchen feſt umſchlungen fühlt. Er war es, ſein Sohn! Die Freude erſchütterte den armen alten Mann ſo ſehr, daß er in Ohnmacht zu fallen glaubte. Camireh hielt ihn; denn ſprechen konnte er eben ſo wenig. Feſt umſchlungen gingen beide in das Haus, und als die zu große Rührung ſie endlich von beiden Seiten wieder freier athmen ließ, ſagte Camireh: „ich bin's, ja ich bin's, mein Vater; Du ſiehſt Deinen Sohn wieder, und er iſt dieſes Namens noch würdig. Weder an der Liebe noch an der Tugend bin ich zum Verräther geworden; ich bin meinen Brüdern, ich bin meiner Geliebten treu geblieben, und werde es ferner noch bleiben können. Dem Statthalter kann ich die Goldmine zeigen, die er verlangt hat; ſie iſt fern von dem Wege, der ihn in mein Land führen könnte."

Maldonado läßt sich diese Worte wiederhohlen, und nimmt an dem Entzücken seines Sohnes Theil. Er will die Freude desselben nicht mit der Nachricht stören, daß morgen Angeline ihr Gelübde ablegen soll; aber er eilt den Augenblick zu Pedreras, um Aufschub zu erhalten. Er kündigt diesem an, welch einen unermeßlichen Schatz Camireh in seine Hände liefern wolle, und verlangt die Erfüllung seines feierlich gegebenen Wortes. Pedreras ist überrascht; die Freude strahlt ihm aus den Augen; er wiederhohlt sein Versprechen und schreibt in derselben Stunde an das Kloster, daß alles aufgeschöben werden müsse. Sobald der Morgen anbricht, macht er sich mit Maldonado und einer hinlänglichen Begleitung unter Anführung des jungen Wilden auf den Weg.

Sie reiseten den ganzen Tag, brachten die Nacht unter Bäumen zu, und setzten den folgenden Morgen ihren Weg in wüsten Gebirgen fort, die sich an der Seite von Chili

hinzogen. Der Statthalter konnte ſeine Verwunderung nicht bergen; er hatte dieß Land ſchon durchſuchen laſſen, allein man hatte keine Metalle daſelbſt gefunden. Camireh achtete nicht darauf, und ging mit ruhiger Miene immer weiter vorwärts. Jetzt waren ſie bei einer aus kahlen Felſen gebildeten Höhle angelangt. Hier ſteht Camireh ſtill, zeigt den Arbeitern den Eingang und befiehlt ihnen, zu graben. Es geſchieht. Pedreras folgt jedem Schaufelſtoß der Arbeiter mit Blicken, wie man ſie der Habſucht ſelbſt geben würde. Maldonado ſteht unruhig und gedankenvoll daneben, und bethet zum erſtenmahl in ſeinem Leben um Gold; Camireh lächelt und ſchweigt.

Fünf oder ſechs Fuß tief hatte man gegraben, da ſahe Pedreras zuerſt den Schimmer von Metall. Er ſchreit laut auf vor Freude, ſpringt hinab, und faßt mit beiden Händen eine röthliche Erde, die ganz von gediegenen Goldflittern blinkt. Die Ader war

lang und breit, und unter dem Sande, worauf sie ruhte, entdeckte man noch viele andre, welche noch reichhaltiger waren. Pedreras läuft auf Camireh zu, schließt ihn in seine Arme, nennt ihn seinen Neffen, und schwört ihm ewige Freundschaft. Die Arbeit wird auf seinen Befehl fortgesetzt. Vier Maulthiere sind schon mit Gold beladen, und die Höhle ist noch nicht leer. Der Statthalter läßt eine Wache mit einem Lieutenant dort zurück. Er selbst will eilen, sagt er, sein Versprechen zu erfüllen, und kehrt mit Maldonado und Camireh nach Assumption zurück. Er führt sie in seinen Pallast, und sobald er seine Schätze in Sicherheit gebracht hat, geht er selbst in das Kloster zu seiner Nichte mit dem Befehl, daß sie dasselbe sogleich verlassen und sich bereit halten solle, den folgenden Tag Camirehs Gattin zu werden.

Wer schildert Angelinens Erstaunen, wer das Uebermaß von Glück in dem Herzen des zärtlichen Mädchens! Sie konnte es nicht

glauben, was man ihr ſagte; ſie wußte nicht, ob es ein Traum ſei oder nicht; aber zur Unterwürfigkeit gewöhnt, gehorchte ſie ohne Widerrede. Das grobe Kloſterkleid macht dem Golde und der Seide Platz, die Binde weicht von der beſcheidnen Stirn zurück, das lange Haar erſcheint wieder und fällt ihr in Locken über die Schultern. Die Freude, welche ihr Herz belebt, verbreitet ein höheres Roſenroth auf ihren Wangen; die Augen, die ſich noch niederſenken, ſchießen tauſend Strahlen durch die langen ſchwarzen Wimpern. Tauſendmahl ſchöner noch, als an dem Tage, da Camirgh ihr das Leben rettete, kehrt ſie aus dem Kloſter zu ihrem Geliebten zurück. Der glückliche Jüngling erwartet ſie im Sprachzimmer, wo Pedreras ihn allein gelaſſen hatte. Sobald er ſie ſieht, fällt er auf die Kniee: „höre mich an,“ ruft er ihr zu, „Schönſte, Liebenswürdigſte Deines Geſchlechts! Ehe Du Deinem Oheim gehorcheſt, vernimm, welch ein mächtiger Bewegungsgrund mich bewog, Dich zu fliehen. Pedre-

ras wollte eine Goldmine von mir haben, wenn er mir Deine Hand bewilligen sollte. Ich wußte keine, als in meinem Lande. Führte ich ihn dahin, so ward ich zugleich ein Verräther an meinen Brüdern; denn ich gab sie nun Deinen grausamen Landsleuten Preis. Nimmermehr hätte ich das gethan, Angeline: ja, ich gestehe es Dir selbst, ich kann es noch in dem Augenblick, da ich Dich im vollem Glanze aller Deiner Reitze vor mir sehe, behaupten: ich hätte meine Liebe der Pflicht und dem Vaterlande aufgeopfert. Doch diese Liebe gab mir einen bessern Plan ein. Ich verließ meinen tugendhaften Vater und kehrte zu den Guaranis zurück, wo ich mit leichter Mühe Gold im Ueberfluß fand. Ein ganzes Jahr habe ich damit zugebracht, mit Hülfe meiner Landsleute dieß Gold, weit von dem Lande, wo ich es fand, wegzutragen, und in der Erde zu vergraben: Ich häufte dort Reichthümer auf, nicht um Deiner dadurch würdig zu werden, sondern bloß um Dich zu erhalten. Hundertmahl

habe ich die lange Reiſe gemacht, und ich hätte ſie mit Freuden noch tauſendmahl wiederhohlt, wenn mir die Zeit nicht zu koſtbar geweſen wäre. Dein Bild begleitete mich überall, und machte mich immer fürchten, daß mein Anerbiethen noch zu gering ſei. Pedreras will ſich mit dem Schatze, den ich ihm überliefert habe, begnügen; er kennt den Werth deßjenigen nicht, welchen er mir überläßt. Aber nicht von ihm, von Dir, von Dir allein will ich ihn heut erhalten.“

Angeline mußte ſich Gewalt anthun, daß ſie nicht ihre Arme um Camirehs Nacken ſchlang; ſie reichte ihm zärtlich die Hand, und Thränen der Liebe waren ihre Antwort.

Der entzückte Camireh führte ſie ſogleich zu Pedreras, wo Maldonado noch denſelben Abend um zwölf Uhr, den Segen über ſie ſprach. Glücklicher, freudetrunkener als ſie beide war wohl nie ein Sterblicher. Nur das Wonnegefühl des ehrwürdigen Pa-

ters kam vielleicht dem ihrigen gleich. Alle drei glaubten, daß nun nichts in der Welt mehr eine so zärtliche Vereinigung stören könnte; gleich lachend erschien allen dreien die Gegenwart und die Zukunft, — aber noch hatten sie das Ende ihrer Leiden nicht erreicht.

Der Statthalter hatte die Neuvermählten verlassen, und war zu der Höhle zurückgekehrt, die seine Arbeiter unter der Zeit ausgeleert hatten. So große Reichthümer hätten Pedreras Habsucht befriedigen können, allein was weiß die Habsucht von Befriedigung? Er hatte bald die Bemerkung gemacht, daß der Boden, den man aufgegraben hatte, kein Metall enthalte, und er schloß daraus, daß der Guarani wohl sehr reichhaltige Minen kennen müsse, aus denen er dieses Gold gehohlt habe. Indessen hatte er zuviel gefunden, um sich beklagen zu dürfen: auch hielt ihn die Furcht vor Maldonado von der Anwendung gewaltsamer Mittel zurück, durch welche er das Geheimniß, das man ihm verbarg,

barg, hätte erpressen können. Er schlug daher einen andern Weg ein, der ihn nicht minder sicher führte. Er versammelte die Colonie, und trug ihr die neuen Befehle vor, welche er vom König erhalten zu haben vorgab, und die es ihm zur Pflicht machten, die Entdeckungen weiter fortzusetzen, und die benachbarten Völker, besonders die Guaranis, Spanien zu unterwerfen. Darauf wandte er sich zu Camireh, der bei dieser Rede blaß vor Schreck geworden war und sagte zu ihm: „in Ihre Hände, mein Neffe, lege ich Spaniens Wohl. Sie sind mein adoptirter Sohn; ich mache Sie zu meinem Adelantado, *) und trage Ihnen im Namen des Königs auf, mit sechshundert Soldaten auszuziehen, um das Land der Guaranis zu entdecken und zu erobern.“

Die ganze Colonie gab dieser Wahl ihren Beifall. Camireh fehlen die Kräfte zu

*) Die höchste Würde nach der Stelle eines Statthalters.

antworten. Er wird als Adelantado begrüßt und anerkannt, und Pedreras wiederhohlt den Befehl, daß er in wenig Tagen abgehen müsse.

Der unglückliche Camireh eilte mit seiner Gattinn zu Maldonado, um sich bei ihm Raths zu erhohlen.

Der gute Pater bedachte sich schweigend einige Augenblicke; dann nahm er das junge Paar bei der Hand und sagte: „Meine Kinder, die Gefahr ist groß. Camireh kann nicht, er darf nicht gehorchen. Weigert er sich indessen, so wird er verdächtig; vertheidige ich ihn, so fällt derselbe Verdacht auf mich, und der Statthalter ist zu allem fähig. Hier gibt es nur Einen Ausweg, und der ist, daß Ihr noch diese Nacht zu den Guaranis entflieht. Ich werde mit Euch gehn, meine Kinder, mein hohes Alter soll mich nicht abhalten, Euch zu folgen. Ich werde, mit dem Kreuz in der Hand, den Brüdern Camireh's unsern

Glauben predigen; ich werde sie bekehren, wie ich ihn bekehrt habe. Ihr werdet ein ungestörtes Glück genießen; wechselseitige Liebe wird Eure schuldlosen, friedlichen Tage ausfüllen; ich werde meiner Pflicht gemäß handeln, werde meinem Gotte dienen und ihm Menschen zuführen; mein Glück wird noch größer als das Eurige seyn."

Angeline und ihr Gatte fielen dem Greise zu Füßen. Sie machten Anstalten zur Flucht. Camireh verschaffte sich ein Both, in welches sie sich alle drei einschifften, sobald es dunkel geworden war. Er führte das Ruder und fuhr den Fluß bis zum Eingang in die Gebirge hinauf. Dort stieg er mitten in den Wäldern aus, versenkte sein Both, und kam mit seinen theuern Gefährten auf den ödesten Wegen in wenig Tagen bei den Guaranis an. Sie nahmen ihn als ihren Bruder auf. Er erzählte ihnen gleich was er gethan und was er Maldonado verdanke. Da kamen alle Wilden zu dem liebenswürdigen Greise, liebkoseten

ihn und brachten ihm Geschenke; jeder wollte an der Hütte für den guten Pater, so wie auch an derjenigen, worin Angeline und Camireh wohnen sollten, arbeiten. Diese Hütten wurden auf großen Bäumen errichtet. Man stieg auf einer Art von hölzernen Leiter zu denselben, und zog diese nach sich, wenn man oben war; eine Vorsicht, welche die Tieger und die Ueberschwemmungen nothwendig machten. Bald war das junge Paar in seiner Wohnung eingerichtet. Sie lebten beide ohne Furcht und Unruhe, frei von allen den Qualen, die sich die Menschen mit so vieler Anstrengung machen, und nur mit dem Gedanken an ihre Liebe und ihren Unterhalt beschäftigt. Jetzt fühlten sie es stärker als jemahls, wie unaussprechlich glücklich die Menschen sind, die jene drei höchsten Güter des Lebens, Liebe, Freiheit und Unschuld, mit einander vereinigen können.

Maldonado, der von dem gutmüthigen Volke geliebt ward, predigte das Christen-

thum, und es ward ihm leicht, unverdorbene Wilde, die ſeine Tugenden verehrten, zu bekehren. Alle Guaranis ließen ſich taufen. Einige Zeit darauf bathen ſie ſo gar den Pater, ihnen noch mehrere Lehrer kommen zu laſſen, und unterwarfen ſich freiwillig dem König von Spanien, unter der Bedingung, daß er nur Männer von Maldonado's Art zu ihnen ſchicken möchte. Dieſer Vorſchlag ward zu Madrid genehmigt. Die Miſſionare kamen an. Im Vertrauen auf den geſchloſſenen Vertrag, zogen ſich die Guaranis näher nach Aſſumption und theilten ſich in mehrere Stämme. Jeder Stamm baucte ſein Dorf; ein Jeſuit ward Pfarrer in demſelben, unterrichtete die Einwohner im Ackerbau und andern nothwendigen Künſten, und regierte ſie mit väterlichem Anſehn. Bald vermehrten ſich dieſe Stämme, und im Jahr 1734. machten ſie 30000 Familien aus. Jedes Dorf hatte ſeinen Verwalter und beſondern Vorſteher, und dieſe wurden alle Jahr von den Einwohnern gewählt. Der Pfarrer, den der

Pater Provinzial erwählte, wachte über die Befolgung der Gesetze, welche weder zahlreich noch strenge waren. Die härtesten Strafen bestanden in Fasten oder Gefängniß, und diese wären bei einem unschuldigen, friedlichen Volke, das keine Begriffe von Diebstahl oder Todschlag hatte, nur sehr selten nöthig. Die guten Menschen behielten diese glückliche Unwissenheit, weil ihre Lehrer mit äußerster Sorgfalt darauf hielten, daß kein einziger Fremder in das Land kommen durfte. Die mäßigen Abgaben, welche man dem König von Spanien bezahlte, zog man aus dem Handel mit Zucker, Tabak und Baumwolle. Diese Produkte brachte ein unermeßlicher Landstrich hervor, der allen Einwohnern des Kirchspiels gemeinschaftlich gehörte, und auf welchem jeder zwei Tage in der Woche arbeiten mußte. Der Ueberfluß von der Ernte fiel den Waisen, den Kranken und Alten zu, die nicht mehr im Stande waren zu arbeiten. In einem besondern Zeughause waren die Waffen jedes Stammes verschlossen. Die jungen Leute hohl-

ten dieſelben an den Feiertagen heraus, übten ſich im Gebrauch der Flinten, Säbel und Degen, und lieferten hernach alles wieder ab. Sobald die Peruaner oder Braſilianer ſie angriffen, zog aus jedem Dorfe ein Bataillon trefflich geübter Soldaten aus. *) Allenthal-

*) Im Jahr 1705 als die Spanier den Portugieſen die Colonie St. Sacrament wieder abnahmen, hatten die Guaranis, welche die Jeſuiten den Belagerern zu Hülfe führten, immer das Vordertreffen, und trugen durch ihre Unerſchrockenheit ſehr viel zu dem glücklichen Fortgange der Spaniſchen Waffen bei. Wie ſie in ihr Land zurückkehrten, wollte der Statthalter ihnen ein Geſchenk von 120000 Piaſtern machen, aber ſie ſchlugen es großmüthig aus.

Dieſe ganze Beſchreibung des Staates der Jeſuiten in Paraguay iſt durchaus der Wahrheit gemäß und aus der Reiſe in das ſüdliche Amerika von Don George Juan und Don Antonio de Ulloa gezogen, einem Werke das viel Gelehr-

ben waren Schulen, worin man lesen und schreiben lehrte, überall gab es Werkstätte der Schlösser, Zimmerleute und Weber. In allen Handwerken, in allen nützlichen Künsten ward umsonst Unterricht ertheilt, und der Pfarrer, welcher die Aufsicht über jene Arbeiten hatte, prüfte erst die Neigung der jungen Leute, ehe er es zuließ, daß sie sich irgend einer Profession widmeten. Kurz, es fehlte ihnen nichts von allem, was wir in unsern Städten finden, als — Luxus, Laster und Armuth. Man hat diesem geistlichen Staate und dieser patriotischen Regierungsform zwar manches Böse nachgesagt: indessen kann man doch wenigstens nicht läugnen, daß es vielleicht das einzige Reich in der Welt ist, das durch Ueberredung gegründet, durch Zutrauen erhalten, und durch Tugend verfeinert ward.

samkeit und Philosophie enthält und mit vielem Scharfsinn geschrieben ist.

A. d. V.

Valeria.

Italiänische Novelle.

Man will jetzt immer dafür angesehen seyn, als glaube man nicht mehr an Gespenster, und man vergißt, daß die besten Schriftsteller der Griechen und Römer, und die Geschichtschreiber, die am meisten als Wahrheitsforscher und Philosophen bekannt sind, uns ihr Daseyn bezeugen. Plutarch erzählt, wie Brutus einige Zeit vor der Schlacht bei Philippi um Mitternacht in seinem Zelte eine schreckliche Erscheinung gesehn: „es war ein Mann von außerordentlicher, übermenschlicher Größe und abscheulichem Ansehn. Anfangs erschrack Brutus darüber. Als er aber sahe, daß das

Gespenst ihm nichts zu Leide that und kein Wort sprach, sondern ganz ruhig neben seinem Bette stehen blieb, fragte er es endlich, wer es sei: „„Ich bin Dein böser Genius,““ erwiederte der Geist, „„Du wirst mich bei Philippi wiedersehn.““ — „„Nun gut,““ sagte Brutus, „„so werde ich Dich dort wiedersehen.““ In dem Augenblick verschwand das Gespenst. Als Brutus darauf mit seiner Armee vor Philippi stand und den folgenden Tag eine Schlacht liefern wollte, so ließ sich in der Nacht vor dem Treffen dieselbe Erscheinung wieder sehen, allein ebenfalls wieder ohne einen Laut von sich zu geben. Brutus sahe nun wohl, daß seine Stunde gekommen sei. *) u. s. w.“ Plinius der jüngere erzählt in seinen Briefen die Begebenheit des Philosophen Athenodorus als eine gewisse Thatsache. Dieser hatte sich zu Athen ein altes verfallenes Haus gekauft, das nie-

*) S. Plutarchs Lebensbeschreibung des Julius Cäsar.

mand haben wollte, weil sich alle Nächte ein Gespenst darin sehen ließ. Er erwartete standhaft die vorgebliche Erscheinung. Das Gespenst kam in der That, lange eiserne Ketten hinter sich herschleppend an, und gab dem Philosophen ein Zeichen, ihm zu folgen. Athenodorus, der gerade bei einer Arbeit saß, gab ihm wieder ein Zeichen, daß es noch ein wenig warten möchte. Als der Geist aber das Geklirr seiner Ketten verdoppelte, nahm der Philosoph seine Lampe, stand auf und folgte demselben. Das Gespenst führte ihn bis auf den Hof des Hauses, wo es dann auf einmahl verschwand. Athenodorus merkte sich den Ort, um ihn wiederfinden zu können, und zeigte die Sache den folgenden Tag der Obrigkeit an. Man ließ die Erde aufgraben und fand Menschenknochen, um die noch Ketten geschlossen waren. Sie wurden gesammelt, und der Staat ließ sie ehrenvoll zur Erde bestatten. Von der Zeit an war es im Hause ruhig. *)

*) S. Plinius Briefe. Zweiter Th. 27. Brief.

Will man neuere Beispiele haben, so darf man nur die Denkwürdigkeiten des berühmten d'Aubigné, des Großvaters der Frau von Maintenon, nachschlagen; dieses durch seinen Eifer für die reformirte Religion, durch seine rauhe Freimüthigkeit und unerschütterliche Rechtschaffenheit so bekannten Mannes. Er hatte so eben seine Mutter verloren. „Ich lag," erzählt er, „ganz wach in meinem Bette, als ich jemand in meine Kammer kommen hörte, und hinter dem Bette eine ganz weiße Frau gewahr wurde, deren Kleider an meinen Vorhängen rauschten. Sie machte die Vorhänge auf, bückte sich gegen mich, gab mir einen eiskalten Kuß, und verschwand in demselben Augenblick." *)

Wollen wir in Zweifel ziehen, was uns Plutarch, Plinius und d'Aubigné versichern? wollen wir, um ihnen nicht glau-

*) S. Mémoires de Théodore Agrippa d' Aubigné, pag. 5.

ben zu dürfen, behaupten, daß diese Männer schwächern Verstandes waren, als wir?

Ich will diese Untersuchung nicht weiter fortsetzen, sondern eine Thatsache erzählen, die ich von der Person welche sie erlebt hat, selbst gehört habe. Sie lebt noch; ganz Florenz ist Zeuge davon. Ich erfuhr diese wunderbare Begebenheit auf folgende Art;

Ich befand mich auf Urlaub in einer kleinen Stadt in Languedoc, woher ich gebürtig bin. Einige meiner Freunde ersuchten mich, die Weihnachtsfeiertage mit ihnen in einem alten Schlosse zuzubringen, das auf Felsen mitten in den Cevennen erbaut ist. Die Besitzerinn des Hauses hatte eine Gesellschaft von jungen Frauenzimmern, Officieren und muntern Personen aus der Nachbarschaft zusammengebethen. Gesellige Vertraulichkeit herrschte in unserm Cirkel. Man fand Vergnügen daran, sich hier zusammen zu treffen; man suchte nicht ausschließend zu glänzen, zu

widerſprechen, oder die erſte Rolle zu ſpielen; jeder Einzelne war mit allen, und alle waren wieder mit jedem Einzelnen zufrieden. Des Abends ſchloſſen wir um ein großes Kaminfeuer einen Kreis, erzählten uns Geſchichtchen, ſangen Romanzen, und der Tag ward eben ſo fröhlich geendigt als angefangen. Unſre jungen Damen von Languedoc, die wie die meiſten Einwohner unſers Landes, eine ziemlich ſtarke Einbildungskraft hatten, fanden vorzüglich viel Vergnügen an Geſpenſtergeſchichten. Jeder wußte eine zu erzählen, und die Jahreszeit, der Ort, ja die Stunde der Erzählung ſelbſt, verſtärkten noch den Eindruck, welchen dieſe fürchterlichen Geſchichten auf uns machten. Die Nächte waren lang und dunkel; das Feld mit Schnee bedeckt, und in den alten Schloßmauern antworteten ſich die Eulen, die ſeit langen Zeiten den Thurm bewohnten, worin der Saal gebaut war, mit langſamen eintönigem Geſchrei. Man denke ſich noch hinzu, daß es gerade die Adventszeit war, wo die Erſcheinungen, wie jedermann weiß,

weit häufiger sind, als sonst. Auch ward in der That, sobald es ans Erzählen ging, unser Kreis allmählich enger; man drängte sich zusammen: man that bisweilen als lachte man, aber man war wirklich halbtodt vor Furcht; oft faßte den Erzähler selbst ein plötzlicher Schauder, seine Stimme stockte, er schwieg, blieb unbeweglich sitzen und wagte es nicht, die Augen nach dem Hintergrunde des Saals zu wenden, wo man Kettengeklirr zu hören glaubte; oder nach dem Rauchfang zu sehn, wo etwas herabzusteigen schien.

In unserer Gesellschaft befand sich eine junge Italiänerinn mit Namen Valeria Orsini; sie war nach Montpellier gekommen, um wegen ihrer Kränklichkeit unsre Aerzte zu Rathe zu ziehn. Dort war die Besitzerinn des Schlosses ihre Freundinn geworden, und diese hatte sie während der Abwesenheit ihres Gemahls, des Grafen Orsini, den ein unvermuthetes Geschäft nach Florenz zurückgerufen hatte, zu sich aufs Land eingela-

den. Die Fremde war ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer. Sie besaß viel Verstand und verband mit demselben eine Sanftheit und einen Gleichmuth, der durch nichts aus der Fassung gebracht wurde. Ihre Unterhaltung war lebhaft, und ihr Urtheil treffend; doch ließ ihr ganzes Aeußeres, so wie ihr Charakter, auf nichts als sanfte Güte schließen. Ihre großen schwarzen Augen schmachteten; ihre Blicke flößten Zärtlichkeit ein; und die beständige Bläße, die auf ihrem Gesichte ruhte, schien ihre Schönheit und ihr süßes, gefälliges Wesen nur noch anziehender zu machen. Selbst ihre Lippen waren nicht von jener Bläße frei. Wenn Valeria sprach, so glaubte man eine alabasterne Bildsäule sich beleben zu sehn: sprach sie nicht, so zog sie doch eben so sehr alle Blicke auf sich, und man hielt die Geschichte vom Pygmalion nicht mehr für unmöglich.

Von allen unsern Frauenzimmern zeigte Valeria den größten Muth bei unsern

schau-

schauderhaften Erzählungen. Sie ließ sich selbige gar nicht rühren, sondern hörte mit Lächeln zu; und ob sie gleich weit entfernt war, die Wahrheit derselben zu bezweifeln, so schien sie sie doch für gar nichts Besonderes zu halten. Die Geschichte des Rathsherrn zu Toulouse, dem eines Abends ein Ermordeter, welcher schon ein halbes Jahr lang im Grabe gelegen hatte, erschienen war, um seine Mörder anzugeben; die des unglücklichen Ehemanns zu Lyon, der seine Frau in einem Anfall von Eifersucht umgebracht hatte, und sie nun jede Nacht um elf Uhr mit grünen Pantoffeln aufkommen und ihren Platz neben ihm in seinem Bette nehmen sah; und eine Menge andrer Anecdoten von der Art, die bei aller ihrer Echtheit doch ein wenig übernatürlich sind, schienen der heldenmüthigen Valeria nur ganz gewöhnliche Begebenheiten zu seyn. Wir Andern waren darüber ein wenig betroffen und gaben ihr einsmahls unsere Verwunderung zu erkennen, daß wir sie noch nie verwundert gesehen hätten. Sie antwortete: „Ich halte es

für sehr natürlich, meine Lieben, daß die kleinste Gespenstergeschichte Sie in Erstaunen setzt; denn die Hälfte von Ihnen hat vielleicht nie eins gesehen.“ — — „Sie haben also eins gesehen, Madame?“ unterbrach ich sie sogleich. Ein mitleidiges Lächeln war ihre Antwort. „Nicht bloß eins gesehn,“ setzte sie hinzu: „ich bin selbst eins gewesen, ich bin es noch, und ein abgeschiedner Geist spricht jetzt mit Ihnen.“

Kaum hatte sie dieß gesagt, so flog die ganze Gesellschaft mit lautem Geschrei von ihr zurück; alles floh zum Saal hinaus, und noch drängten wir uns an der Thür, als Valeria mit ihrer sanften und unwiderstehlich anziehenden Stimme uns wieder zu sich zurück auf unsere Stühle zog. Indessen waren wir doch so sehr erschrocken, daß wir vor Furcht einander die Hände gaben und sie nicht ohne Entsetzen ansehen konnten. Jeden Augenblick glaubten wir auf ihrem Gesichte eine neue Spur, einen bisher unbemerkten Zug, der

viel von jener Welt an ſich trüge, zu entdecken. Valeria fuhr ſo fort: „ich kann nichts dafür, meine Lieben, daß ich vor zehn Jahren geſtorben bin. Das kann jedem Menſchen begegnen; aber was man ſeltener findet, iſt, daß ich mich ſeit jener Zeit unendlich glücklicher gefühlt, daß ich eine Seligkeit genoſſen habe, die mir bis dahin ganz unbekannt war, und welche, dem Himmel ſei Dank! noch fortdauert. In der That aber habe ich den Genuß dieſer Glückſeligkeit nach meinem Tode, durch die Leiden, die ich in meinem Leben erdulden mußte, theuer genug bezahlt. Ich muß Ihnen nothwendig alles was mir bis zu jenem glücklichen Zeitpunct begegnet iſt, erzählen; Sie werden dann ſelbſt ſehen, daß mein Tod allein mir ein ruhiges Leben in der Welt zuſichern konnte.

Ich bin aus einem der erſten und reichſten Häuſer in Florenz gebürtig. Ich war das einzige Kind meiner Aeltern und ward in ihrem Hauſe erzogen. Meine gute, zärtliche Mut-

ter hielt mich hier oft durch ihre Sorgfalt für mich, durch ihre Zuneigung und ihre Liebkosungen für den Kummer schadlos, den mir nicht selten die Strenge meines Vaters machte. Dieser in vieler Rücksicht ehrwürdige Greis war stolz auf seine hohe Geburt, so wie auf die Ehre, die er sich im Dienst des Kaisers erworben hatte, und beklagte sich täglich darüber, daß ihm ein Sohn, ein Erbe seines Namens fehlte. Dieß hatte seinen Charakter verbittert. Meine arme Mutter ertrug seine Launen mit einer Sanftmuth, mit einer Standhaftigkeit, die bisweilen meinen Vater entwaffnete, allein der Stolz bemächtigte sich seiner bald aufs neue, und er hielt sich für kinderlos, weil er keinen Sohn hatte.

Der Pallast, welchen wir in Florenz bewohnten, stieß an ein Haus, das einem alten Edelmanne zugehörte, der nicht viel Vermögen besaß, aber allgemein geschätzt wurde: ich meine den Marchese Orsini. Er war seit langer Zeit Wittwer, und widmete sein ganzes Leben

der Erziehung ſeines einzigen Sohns Ottavio, der ungefähr von gleichem Alter mit mir war. Mein Vater und der alte Orſini hatten ehemahls zuſammen gedient; ſie liebten ſich beide und beſuchten einander oft. Der junge Ottavio war es von Kindheit an gewohnt, freien Zutritt in unſer Haus zu haben, und meine Mutter beſonders überhäufte ihn mit Freundſchaftsbezeigungen.

Ich war noch nicht zehn Jahr alt, als Ottavio ſchon der Freund meines Herzens war. Er war ſo ſanft, ſo ſchön, ſo liebenswürdig, daß ich ihn weit lieber hatte, als eine Schweſter nur immer ihren Bruder liebt. Ich vertrauete ihm meine Freuden und meinen Kummer; ich wußte wieder um alle ſeine Geheimniſſe, und wir verbargen ſorgfältig unſre gegenſeitige Zuneigung, als hätten wir die Leiden vorausgeſehn, welche ſie uns einſt verurſachen ſollte. In Gegenwart meiner Aeltern ſchienen wir gleichgültig gegen einander; einzig und allein unſere Spiele ſchienen uns zu

beſchäftigen; wir zankten uns auch wohl bisweilen: aber kaum waren wir in dem Garten, oder in dem kleinen Gehölze, das ihn begrenzte, ſo hatten Zank und Spiel ein Ende. Ottavio ſprach von nichts als von ſeiner Liebe für mich, er drückte mir die Hände und küßte ſie; oft war er ſo kühn, mich zu umarmen, und ſchwur mir dann, daß nie eine andre als Valeria einſt ſeine Frau werden ſolle. Ich gab ihm denſelben Schwur zurück und duldete, ohne zu erröthen, ſeine unſchuldigen Liebkoſungen.

Bis zu meinem vierzehnten Jahr ſtörte kein Vorwurf, keine Furcht unſer Glück. Ottavio ging in ſein ſechzehntes Jahr. Ich fühlte, daß ich ihn jetzt weit heißer als jemahls liebte, aber eine geheime Stimme ſagte mir, daß ich nicht mehr allein mit dem Jüngling in dem Gehölz ſpazieren gehn dürfe. Von der Zeit an vermied ich jene Spaziergänge, und verbannte von unſern Spielen die ſüße Ungezwungenheit, die der vorzüglichſte Reitz derſelben geweſen war. Ottavio beklagte

ſich bald darüber; ich wollte ihm meine Bewegungsgründe mittheilen, und in der Abſicht ließ ich es mir zum letzten Mahl gefallen, ihm in das einſame Gehölz zu folgen. Aber, ich weiß nicht, ſchöpfte mein Vater Verdacht, oder führte ihn der Zufall dahin, genug er traf uns bald darauf in einer dunkeln entlegenen Laube, wo ich auf einer kleinen Raſenbank ſaß. Die Bank war nur für mich allein breit genug. Ottavio, der keinen andern Platz fand, hatte ſich zu meinen Füßen geſetzt, hielt meine beiden Hände mit den ſeinigen und war im lebhaften Geſpräch mit mir begriffen. Da er aus Furcht, behorcht zu werden, nur leiſe ſprach, ſo waren unſre Geſichter einander ganz nahe. In dieſer Stellung fand uns mein Vater. Sein Zorn war ſo groß als unſer Schreck. Er befahl mir mit fürchterlicher Stimme zu meiner Mutter zu gehn. Ich gehorchte auf der Stelle. Noch von weitem hörte ich ihn Ottavio heftig ſchelten und ihm ſein Haus gänzlich verbieten; ich ſah wie

der arme Unglückliche weinend unſern Pallaſt verließ.

Unſer beider Leiden waren gleich groß; ich liebte ihn eben ſo zärtlich, als er mich liebte. Dieſe Liebe, die gleichſam mit meinem Leben entſtanden war, konnte nur mit demſelben wieder aufhören. Die harten Vorwürfe, welche mir mein Vater machte; die Drohungen, mit denen er mich ſchreckte; ſein überaus heftiger Jachzorn, vermehrten nur meine Leidenſchaft. Ich war entrüſtet über die Grauſamkeit, womit man mir begegnete. Die Hinderniſſe reizten mich nur mehr, und während ich mit niedergeſchlagenen Augen, finſter und ſchweigend meinen wüthenden Vater anhörte, der mir den Tod ſchwur, wenn ich Ottavio wiederſehen würde, that ich leiſe das feierliche Gelübde, keines andern, als die ſeinige zu werden. Den Tag nach dieſer traurigen Begebenheit ſaß ich mit meiner Mutter, die, ohne mich entſchuldigen zu wollen, den Zorn meines Vaters zu beſänftigen ſuchte, am Fenſter, und wir ſahen

Ottavio's Vater, den alten Marcheſe Orſini, in unſer Haus kommen. Sein Anſtand war edel und ernſt; ſein weißes Haar und ſein ehrwürdiges Anſehn flößten Zutrauen und Achtung ein. Als mein Vater ihn ſah, befahl er mir, das Zimmer zu verlaſſen. Ich gehorchte, aber meine Seele war ſo voll von dem Antheil, den ich an ihrem Geſpräch zu nehmen hoffen konnte, daß ich an der Thür ſtehen blieb. Hier war es wo ich dieſe mir ewig unvergeßlichen Worte hörte:

„„Mein Herr,““ ſagte Ottavio's Vater, „„ich komme jetzt in einer doppelten Abſicht zu Ihnen, — Verzeihung von Ihnen zu erhalten, und Sie zugleich um eine Gunſt zu bitten. Mein Sohn hat mir alles geſtanden. Ich habe ihn über ſeine Verwegenheit geſcholten, aber — entſchuldigen Sie mein Vaterherz, — ich habe Mitleiden mit ſeiner Leidenſchaft. Mein Sohn bethet Ihre Tochter an; er darf glauben, daß er wieder geliebt wird. Wollen Sie ſich ihren Wünſchen entgegen ſetzen, ſo werden Sie

zwei Menschen unglücklich machen, und Sie selbst werden es bald nicht minder seyn; denn in unsern Jahren, mein guter alter Freund, entschädigt uns die Natur für alles das, was wir entbehren müssen, bloß durch die Freuden unsrer Kinder. Sie kennen Ottavio's Namen, er ist unbescholten und kann sich ohne Scheu mit dem Ihrigen verbinden; für seine Tugend bin ich Bürge. Bloß Ihre Reichthümer machen diese Heirath ungleich; aber behalten Sie Ihr Geld. Sie können noch hoffen, einmahl einen Erben zu bekommen. Ich erflehe Ihnen denselben vom Himmel; meine Freude darüber würde so groß seyn, als die Ihrige. Geben Sie Ihrer Valeria nicht mehr mit, als mein Sohn von mir erhalten wird: dieß Vermögen wird für beide zu einem glücklichen Leben hinreichend seyn. Bleiben Sie unumschränkter Herr des übrigen; heben Sie es für Ihren Sohn auf, wenn Sie noch einen bekommen, oder geben Sie es dem meinigen nur dann, wenn er sich Ihrer Achtung und Ihrer Liebe werth gemacht haben wird.“ “ —

„„Es wundert mich,““ gab mein Vater in einem kalten Ton zur Antwort, „„wie ein so vernünftiger Mann, als Sie sind, einen solchen Plan hat machen können. Selbst, wenn Ihr Sohn durch seine vermeinten Tugenden schon zu den höchsten Ehrenstellen gelangt wäre, würden Sie es ohne Zweifel als eine außerordentliche Gunstbezeigung ansehen müssen, wenn er die Hand meiner Tochter erhielte; und jetzt, da er nichts für sich hat, als geschäftlose Jugend, dunkle Hoffnungen, und den Vorzug, mich beleidigt zu haben; jetzt können Sie glauben, daß ich in diese Heirath willigen werde?““ —

„„Ich glaube,““ unterbrach ihn der Greis, „„daß Sie Gefühl und Herzensgüte besitzen; daß Sie ihre Tochter lieben, und daß der Hochmuth nicht die heiligste, die süßeste Pflicht in dem Vaterherzen unterdrücken kann. Ich glaube ferner, daß der Sohn Ihres Freundes Sie nicht beleidigt, wenn er Valeria liebt, und wenn Sie, um sich für beleidigt zu halten,

vergessen wollten, daß er Ihren Freund zum Vater hat, so will ich Sie daran erinnern, daß sein Vater wenigstens Ihres Gleichen ist."

Bei diesem Ausdruck ergriff meine erschrockene Mutter sogleich das Wort. Sie sprach mit so lauter Stimme, daß der alte Orsini die Antwort meines Vaters nicht verstehen konnte. Er verließ gleich darauf unser Haus, und von dem Augenblick an trat der heftigste Haß an die Stelle einer dreißigjährigen Freundschaft.

Denken Sie sich meinen Schmerz! Alle Hoffnung Ottavio wiederzusehen war nun dahin; dahin jede Möglichkeit, ihm Nachrichten von mir zu geben, oder von seinem Schicksale etwas zu erfahren. Mein Vater ließ mich nicht aus dem Hause; nicht einmahl in die Messe durfte ich gehen. Er sprach gar nicht mehr mit mir, ich sah ihn bloß bei Tische, und nie würdigte er mich nur eines Blickes. Ich war in seinem Hause wie eine Fremde, die man es

fühlen lassen will, daß sie allenfalls entbehrlich ist. Meine Gesundheit litt bald darunter, und ohne die zärtliche Sorgfalt und die gütige Theilnahme meiner Mutter, hätten mich meine Leiden schon damahls ins Grab gebracht. Sie verließ mich nicht einen Augenblick, sie richtete meinen gesunkenen Muth wieder auf, und ließ mich die Möglichkeit hoffen, daß mein Vater noch einmahl besänftigt werden könnte. Sie durfte nicht von Ottavio sprechen; aber in allen Gesprächen mit mir nahm sie einigen Bezug auf ihn; alle Tröstungen, die sie mir einflößte, stellten mir das Bild meines Geliebten vor Augen, und sie unterhielt mich unaufhörlich von ihm, ohne jemahls seinen Namen zu nennen.

Die Zeit verfloß, ohne daß ich Linderung meiner Qualen fühlte. Eines Abends nach Tische nützte ich die Abwesenheit meines Vaters um einen Spaziergang nach der Laube zu machen, worin mein Unglück begann, und dort ungestört meinem Kummer nachzuhängen.

Ich wollte mich auf den nämlichen Rasen setzen, wo damahls Ottavio vor mir saß; meine Thränen benetzten das Gras; ich rief mir seine Worte ins Gedächtniß zurück, ich erneuerte unsre ehemahligen Schwüre: auf einmal stürzt jemand auf mich zu und wirft sich mir zu Füßen. Ich erschrack und wollte entfliehen, aber Ottavio's Stimme hielt mich zurück:

„„Hören Sie mich an,““ sagte er, „„ich habe nur einen Augenblick Zeit, und dieß ist der letzte, den ich Sie noch sprechen kann. Ich reise diese Nacht aus Florenz; mein Vater hat in der Armee des Kaisers eine Cavalleriecompagnie für mich erhalten. Der Krieg mit Preußen ist erklärt. Ich gehe zur Armee um zu sterben, oder Valeria würdig zu werden. Ich hoffe es, ich weiß es gewiß, ich werde mich in dem ersten Feldzuge so hervorthun, daß der Kaiser verlangen soll mich kennen zu lernen; und wenn ich dann vor ihm erscheine, will ich ihm unsre Liebe entdecken.

Joseph iſt jung, er hat ſicher ein gefühlvolles Herz; er wird Mitleiden mit meinem Unglück haben, er wird ſo gnädig ſeyn, ſich bei ſeinem Bruder, dem Großherzog, für mich zu verwenden. Ihr Vater wird den Bitten des Großherzogs nicht widerſtehen können, und Ihre Hand wird mich für meine Standhaftigkeit und meine Thaten belohnen. Ich bitte nur um Ein Jahr, Valeria: verſprechen Sie mir, ſchwören Sie mir, daß Sie nur Ein Jahr lang ſich dem Verlangen Ihres Vaters widerſetzen wollen; nach Verlauf dieſer Zeit bin ich entweder todt, oder würdig Ihr Gemahl zu ſeyn.“ “

Ich hörte ihn an und konnte kaum athmen; mein Herz ſchlug hoch vor Liebe, Hoffnung und Furcht. Ich ſchwur, ihm mein ganzes Leben hindurch treu zu ſeyn, und lieber tauſendmahl den Tod zu dulden, als einem andern meine Hand zu geben. Wir redeten mit einander ab, daß wir uns ſchreiben wollten. Einer von meinen Bedienten, der von

Ottavio schon gewonnen war, und ihm auch jetzt den Garten geöffnet hatte, sollte die Briefe besorgen. Auf ein kleines Geräusch, das wir hörten, mußten wir uns trennen, ich riß meine Hand von Ottavio los, und kehrte eilig auf mein Zimmer zurück, wo ich die Nacht in Thränen zubrachte.

In den ersten zehn Monathen nach Ottavio's Abreise änderte sich zu Hause nichts in Ansehnng meiner. Mein Vater behandelte mich immer mit gleicher Härte, und meine Mutter mit gleicher Zärtlichkeit. Der Bediente, den mein Geliebter auf seine Seite gebracht hatte, stellte mir pünctlich die Briefe desselben zu. Sie gaben mir jedesmahl Nachricht von neuen Fortschritten. Der General Laudon hatte Ottavio sehr liebgewonnen und ihn zu seinem General-Adjutanten gemacht, mit dem Versprechen, ihm zur Ersteigung der höchsten militärischen Ehrenstufen behülflich zu seyn. Aber der Krieg zog sich in die Länge, und der Gelegenheiten, sich durch Tapferkeit auszuzeich-

zeichnen gab es nur wenig. Die großen Talente Friedrichs und des Prinzen Heinrichs, seines Bruders, vereitelten die Entwürfe des klugen Generals Laudon. Es fielen keine Schlachten, keine Ueberfälle vor; die beiden Preussischen Helden sahen alles vorher; ihr großer Geist geboth dem Schicksale und legte jeden Vorfall in Fesseln. Dieser Krieg war vielleicht der erste, in welchem persönliche Tapferkeit und der Zufall für nichts galten.

Nach Verlauf von zehn Monathen hörten plötzlich alle Nachrichten von Ottavio auf. Ich zitterte, nicht für seine Treue, sondern für sein Leben: ich schrieb Brief auf Brief und rechnete den Postillons die Stunden nach. Der Bediente, der um unser Geheimniß wußte, ging Tag für Tag nach der Post und kam immer mit der Antwort zurück, daß kein Brief an mich da sei. Ich gerieth in Verzweiflung über ein so langes Stillschweigen, und schickte den Bedienten zum alten Orsini, um sich dort auf eine gute Art zu erkundigen, ob man

keine Nachrichten von Ottavio habe. Seine Antwort machte zwar meiner Angst um sein Leben, aber nicht meinem Kummer ein Ende. Ottavio, hieß es, habe erst gestern noch geschrieben, daß er sich wohl befinde, daß er Oberst geworden sei, und daß er den Winter hindurch in Wien bei dem General Laudon zubringen würde.

Ich war so ungerecht, meinen Geliebten für treulos zu halten; ich konnte es glauben, daß er mich vergessen habe. Von der Zeit an hörte ich auf, ihm zu schreiben, aber meine Bemühungen, ihn aus meinem Herzen zu verdrängen, waren vergeblich. Ach! mein Zustand ward nur noch beklagenswürdiger: sein Bild verfolgte mich beständig; ich sah ihn immer, wie er in jener Abschiedsnacht vor mir stand. Umsonst versprach ich es mir, umsonst machte ich es mir zum Gesetz, diese süße Rückerinnerung zu entfernen; sie kehrte immer wieder, und unaufhörlich beschäftigte sich meine Seele mit dem Vorsatz, Ottavio zu vergessen.

Gerade um dieſe Zeit kam ein Verwandter meines Vaters aus Deutſchland an, der in unſerm Hauſe abſtieg. Es war ein langer, hagerer, ſchwarzbrauner Mann zwiſchen 45 und 50 Jahren; ſein Aeußeres war verfehlt und widrig, ſein Charakter kalt und finſter. Er ſprach von nichts als von ſeinem Adel, und hatte ſein ganzes Leben ſammt dem kleinen Maße von Einſicht, das ihm der Himmel zugetheilt hatte, darauf verwandt, alle Geſchlechtsregiſter Europens recht oft zu leſen, zu ſtudieren und auswendig zu lernen. Er wußte ganz genau das Jahr, den Monath und den Tag von allen Heirathsverträgen und ſtiftmäßigen Ahnenproben, die Deutſchland ſeit der Zerſtörung des Römiſchen Reichs aufzuweiſen hatte; er kannte alle Nebenlinien der kurfürſtlichen Familien und die Häuſer aller Palatins von Pohlen und Ungarn, und ſeit einigen Jahren beſchäftigte er ſich, um die Menge ſeiner müßigen Stunden auszufüllen, damit, daß er die Titel der Ottomanniſchen Pforte ordnete. Zu dieſem Behuf ſuchte er

alle Sprößlinge auf, die sie bis zur vier und sechzigsten Generation hervorgebracht hatte; eine Arbeit, die, wie er sagte, ihm viel Mühe koste, weil eine so ungeheure Menge von Sultaninnen in dieß erlauchte Haus sich eingeschlichen habe, das in Absicht der Mesalliancen viel zu wenig Delicatesse besitze. Dieser Herr Vetter — er nannte sich Graf Heraldi — bestürmte meinen Vater gleich den ersten Abend nach seiner Ankunft über Tische mit Fragen nach den guten Familien Toskana's, und erkundigte sich dann mit einem gleichgültigen Wesen, wo in Florenz ein gewisser Marchese Orsini wohne. Mein Vater antwortete in einem mürrischen Tone, daß er es nicht wisse. „„Und doch muß ich es wissen,““ erwiederte Heraldi sogleich; „„denn da ich vor drei Wochen durch Wien reiste, war ich auf dem Diner, welches der General Laudon am Vermählungstage seiner Nichte mit dem Sohn dieses Marchese Orsini gab. Als dieser liebenswürdige junge Mann hörte, daß ich nach Florenz

ginge, gab er mir einen Brief an seinen Vater mit und nöthigte mir das Versprechen ab, selbst zu ihm zu gehen, und ihm eine umständliche Beschreibung von den Festlichkeiten bei der Hochzeit und dem Glück zu geben, dessen das junge Ehepaar genießt.“ “ Man stelle sich den Schmerz vor, den ich bei diesen Worten empfand! Ich war mehr todt als lebendig. Mein Vater runzelte die Stirn und schwieg; meine Mutter zitterte und sah mich an, und der grausame Heraldi erzählte noch weiter: daß das junge Frauenzimmer sterblich in Orsini verliebt sei; daß der Kaiser selbst Antheil an dieser Heirath genommen habe, und ein Regiment die Mitgift der Nichte des Generals gewesen sei. Alles stimmte mit dem, was man mir schon gesagt hatte, überein; ich zweifelte nicht mehr an Ottavio's Treulosigkeit. Mein Unglück war nun gewiß, und so sehr ich mich auch anstrengte, meine Verwirrung zu verbergen, so verließen mich doch meine Kräfte und ich sank ohnmächtig in die Arme meiner Mutter. Man trug

mich hinweg. Als ich meine Besinnung wiederbekam, befand ich mich im Bette, von meinen weiblichen Bedienten umgeben. Neben mir saß meine gute Mutter, die mich schluchzend umarmte.

Der fürchterliche Zustand, worin ich war, brachte mir bald ein hitziges Fieber zuwege. Die Krankheit war langwierig und schmerzhaft: mein Leben schwebte in Gefahr. Meine Mutter wich nicht von meinem Bette. Mein Vater selbst bezeigte die sechs Wochen meiner Krankheit hindurch die zärtlichste Sorgfalt für mich; er wachte bei mir; er nannte mich seine Tochter und schien mir sein Herz wiedergeschenkt zu haben. Niemahls hatte seine Strenge das meinige ganz von ihm entfernen können. Ich war über seine wiederkehrende Liebe äußerst gerührt, und einst in einem Augenblicke, da er mich bei der Hand faßte, mich mit Augen voll Thränen ansah und mit dem Ausdruck der zärtlichsten Theilnehmung mich fragte, wie seine liebe Valeria sich befinde,

war ich nicht mehr Meisterinn meines Entzückens. Ich schlang meine Arme um seinen Hals, drückte mein Gesicht an das seinige, benetzte es mit meinen Thränen und sagte: „Ja, mein Vater, ja, ich bin Ihre Valeria, Ihre folgsame Tochter, und von nun an wird der Gehorsam gegen Ihre Befehle die einzige Empfindung, das einzige Vergnügen meines Herzens seyn.“

Diese Worte entschieden mein Schicksal. Ich merkte seit einiger Zeit, daß mein Vater mich meinem Vetter Heraldi bestimmte. Er führte den Namen unsrer Familie und dieß gab der Wahl meines Vaters den Ausschlag. Sein Haus wieder aufleben zu sehn, sein ganzes Vermögen dem Abkömmling seiner Vorältern hinterlassen zu können, das war in seinen Augen ein sehr großes Glück. Er sprach mit mir von seinem Plane, ohne mir etwas vorzuschreiben, ohne meine Einwilligung zu fordern; aber er sagte, daß er vor Kummer sterben würde, wenn ich nicht Mitleiden mit seiner

Schwachheit hätte. Ottavio war vermählt, war treulos; er hatte mich schrecklich beleidigt; es däuchte mir eine süße Rache, wenn ich einen andern als ihn lieben könnte; ich willigte ein, ich gab mein Jawort. Wie hätte ichs auch nicht geben sollen? wie meinem Vater ungehorsam seyn können? Er befahl ja nicht, er bath nur.

Die Zubereitungen zu meiner Hochzeit wurden mit einer Schnelligkeit betrieben, die mich erschreckte. Indessen durfte ich mich doch nicht darüber beklagen. Meine Mutter schwieg; sie seufzte und verbarg ihre Thränen. Mein Vater verdoppelte seine Zärtlichkeit gegen mich; Heraldi überhäufte mich mit Geschenken und verschonte mich mit Liebeserklärungen, die ich noch nicht würde haben anhören können. Die Dispensation von Rom kam an, und der Contract ward unterzeichnet. Man schmückte mich; man bedeckte mich mit Diamanten und ich ward zum Altar geführt.

Ich sprach den fürchterlichen Schwur aus, ohne eben eine große Erschütterung zu empfinden. Mein Schicksal war mir beinahe gleichgültig; ich kümmerte mich nur wenig um eine Zukunft, die doch nicht glücklich ausfallen konnte, und es war mir ziemlich einerlei, ob sie für mich mehr oder minder qualvoll wäre. Nach der Messe verließ ich in Begleitung meiner Familie das Chor und hielt Heraldi's Hand, der vor Freude außer sich war, in der meinigen. Als ich aus der Kirchthür treten und mich dem Weihwasser nähern will, schlage ich die Augen auf und sehe einen jungen Mann mit bleichem, zerstörtem Gesicht gegen den Weihkessel gelehnt. Seine Kleider, seine Haare sind in Unordnung; seine Augen matt, sein Blick wild; er heftet ihn fest auf mich, nähert sich mir und sagt mit leiser, stockender Stimme: „Valeria, ich wollte Sie das Maß Ihrer Verbrechen voll machen sehn; ich habe ihn ausgehalten den Anblick, ich bin ruhig; denn mein Tod ist gewiß."

Mit dieſen Worten eilt er davon. Ich war ohne Beſinnung zu Boden geſunken. Was mit mir nun vorging, und ob mein Vater Oktavio erkannte, das weiß ich nicht; von dieſem Augenblick an iſt jede Erinnerung in meiner Seele erloſchen. Ich war kaum von einer langwierigen Krankheit aufgeſtanden und bekam jetzt einen Rückfall, der mich weit heftiger angriff und weit gefährlicher ward, als mein erſtes Fieber. Ich raſte unaufhörlich. Die Krankheit nahm erſtaunlich ſchnell zu, und alles was ich aus der Erzählung meiner Mutter weiß, iſt, daß ich nach einem Anfall von Raſerei, welcher zwei Tage und drei Nächte anhielt und mit ſchrecklichen Rückfällen abwechſelte, auf einmahl die äußerſte Ermattung fühlte und in ihren Armen verſchied.

Meine Mutter glaubte mir zu folgen. Mein Vater war in Verzweiflung. Heraldi weinte über den Verluſt meines Vermögens. Es war keine Rettung; ich ward begraben. Man trug meine Leiche mit großem Ge-

prange in unser Familien-Begräbniß unter einer Kapelle der Kathedral-Kirche. Hier ward mein Sarg auf lange eiserne Stangen gesetzt; man fügte den Stein des Gewölbes wieder ein, und ich blieb in diesem Aufenthalte des Todes.

Was nachher vorging, würde Ihnen Ottavio besser als ich erzählen können. Mir hat er es oft gesagt: er hat es mir oft wiederhohlt, wie es sein Vorsatz gewesen sei, sich nach der Scene beim Weihkessel in einer wüsten Gegend der Apenninen zu verbergen und dort sein trauriges Leben zu enden; allein der Zustand, worin er mich gesehn hatte, und die Nachricht von meiner Krankheit, die sich bald verbreitete, hielten ihn in Florenz zurück. Sie können Sich leicht den Schmerz vorstellen, der sich seiner bemächtigte, als man ihm meinen Tod hinterbrachte. Die Verzweiflung machte ihn fast wahnsinnig; er sah sich als meinen Mörder an, und faßte den rasenden Entschluß, in mein Grab zu steigen, und sich auf meinem

Sarge das Leben zu nehmen. Gleich den Abend nach meinem Begräbnisse geht er zum Küster der Kathedral-Kirche und bringt ihn durch Geld auf seine Seite. Sie begeben sich darauf um Mitternacht mit einer Blendlaterne in die Kirche, schließen sich dort ein, heben den Stein von dem Gewölbe ab und steigen zusammen die Stufen hinunter. Sobald Ottavio meinen Sarg gewahr wird, springt er schluchzend darauf zu, reißt den Deckel ab, wirft den Schleier der mich verhüllt, zurück, schließt seinen Mund auf meine bleichen Lippen und glaubt, daß er hier, ohne seinen Degen zu gebrauchen, im Uebermaße des Schmerzes sein Leben endigen würde.

O Wunder der Liebe! unbegreiflich allen den Unglücklichen, die diese Tochter des Himmels nicht kennen. Der Athem meines Geliebten rief den meinigen zurück; ein Seufzer entschlüpfte meinem Munde, den seine Lippen so stark, so liebevoll drückten. Ottavio fühlt es. Außer sich, schreit er auf, nimmt mich in

seine Arme, reißt mich aus dem Sarge heraus, hebt mich empor, drückt mich an seine Brust und erwärmt mich an seinem Herzen. Das meinige bekam das Leben wieder; ich machte eine kleine Bewegung. Trunken vor Freude macht Ottavio sich auf, steigt mit seiner Bürde die Stufen in die Höhe, eilt zu der Kirchthür, die der Küster ihm aufschließen muß und fliegt, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, mit mir nach dem Hause seines Vaters. Hier legt man mich in ein Bett und läßt mir alle ersinnliche Hülfe angedeihen.

Ich öffnete endlich die Augen wieder, und meine ersten Blicke fielen auf Ottavio und seinen Vater, welchen ein Arzt zur Seite stand, der schon Gewißheit von meiner Wiedergenesung gab. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich damahls empfand; es war mir, als wachte ich aus einem langen Traume auf; ich fühlte nicht, daß ich lebte, aber ich erkannte Ottavio; ich konnte nicht mit ihm sprechen, aber ich weidete mich an seinem Anblick; Ge-

danken hatte ich gar nicht, mir war wohl, allein ich war doch nicht gewiß, ob ich lebte. Drei Tage und drei Nächte waren kaum hinreichend mir meine Kräfte wiederzugeben. Nach Verlauf dieser Zeit verschaffte mir der Schlaf, der sich ganz unmerklich einstellte, und die Nahrung welche ich unbewußt zu mir nahm, nach und nach den Gebrauch meiner Sinne wieder. Ich erinnerte mich meiner Mutter, meiner Hochzeit und des Weihkessels, wo ich meinen Geliebten gesehn hatte. Weiter gingen meine Ideen nicht, aber ich verstand, was man mir sagte; ich begriff, daß ich bei Ottavio sei; ich sahe wohl, daß er es war, der mir zärtlich die Hände drückte, und meine Liebe, die mich nie verlassen hatte, frischte mir jeden Augenblick eine Erinnerung auf, die in meiner Seele erloschen war.

Bald sah ich mich im Stande Ottavio anzuhören und zu verstehn, und aus seinem eigenen Munde alles zu erfahren, was mir begegnet war. Die Idee von seiner Treulo-

ſigkeit, von ſeiner in Deutſchland geſchloſſenen Heirath ſtellte ſich jetzt meinem Geiſte dar, und ſobald ich einige zuſammenhangende Worte ſprechen konnte, erinnerte ich ihn an ſeine Vermählung mit der Nichte des Generals Laudon. Ottavio glaubte, ich raſete. Der General Laudon hatte gar keine Nichte; Ottavio kam von der Armee; er war nicht Oberſt, er war gar nicht durch Wien gekommen, ſondern er hatte durch vieles Bitten ſeinen Abſchied erhalten. Unruhig darüber, daß er ſeit zwei Monathen von mir keine Antwort erhalten, war er Tag und Nacht gereiſt und am Tage meiner Hochzeit mit einem Briefe des Generals Laudon, der ihn dem Großherzog empfahl, in Florenz angekommen. Er ſtieg eben vom Pferde als ich in die Kirche ging: er war mir zum Altar gefolgt, und hatte mir in ſeiner Verwirrung und Wuth wenigſtens meine Treuloſigkeit vorwerfen wollen.

Itzt erfuhr ich, daß Heraldi, vielleicht im Einverſtändniß mit meinem Vater, der An-

stifter des schrecklichen Verraths war; daß er den Bedienten, welchem ich mich anvertrauete, gewonnen und durch ihn die Briefe meines Geliebten hatte auffangen lassen. Diese Entdeckung flößte mir eine unüberwindliche Abneigung, Verachtung und Abscheu gegen den betrügerischen Heraldi ein: kein Verbrechen glich in meinen Augen den gräßlichen Mitteln, die er dabei angewandt hatte. Und mit diesem Ungeheuer war ich vermählt! verdammt, seine Gattinn zu seyn, ihm mein ganzes Leben zu weihen! Unaussprechlich unglücklich bei dieser Vorstellung verfiel ich aufs neue in Schwermuth; ich sehnte mich nach meinem Grabe und wünschte, wieder in dasselbe hinunterzusteigen.

„„Beruhigen Sie sich, liebste Tochter,““ sagte der alte Orsini; „„ich komme eben vom Großherzog, ich habe ihm selbst den Brief des braven Laudon überbracht, und ihm alles entdeckt was vorgefallen ist. Der edle Fürst hat mich angehört, er nimmt Sie in seinen

Schutz.

Schutz. Er hat schon nach Rom geschrieben und den heiligen Vater ersucht, Ihre schimpfliche Vermählung für ungültig zu erklären. Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß Sie von dem unwürdigen Heraldi wieder getrennt werden; für ihn sind Sie todt, nur für Ottavio werden Sie leben, und Religion und Gerechtigkeit werden Sie gegen Ihre Tyrannen zu schützen wissen. Nur um Eine Gefälligkeit bitte ich Sie, lassen Sie sich von keinem Menschen sehen und vor der Zurückkunft des Couriers von Rom niemand unser Geheimniß erfahren. Ihre Ruhe und Ihr Glück hängen von dieser Vorsicht ab.“ “

Diese Worte gaben mir die Hoffnung wieder. Ich versprach dem guten Alten, den ich immer nur meinen Vater nannte, seinem Rathe zu folgen; ich schwor es ihm zu, sein Haus nicht einen Augenblick zu verlassen. O, wo hätt' ich wohl lieber seyn mögen! Ottavio war bei mir, er sprach mit mir unaufhörlich von seiner Liebe und von unsrer Vermäh-

lung. Meine Gesundheit kehrte wieder; ich war glücklich, ich sollte noch glücklicher werden: so viel brauchte es nicht, mich ganz wieder herzustellen. Ich fühlte bald gar kein Uebel mehr; ich war wieder so froh, so ruhig als ich es in den schönen Tagen meiner Kindheit gewesen war, und von allen meinen Leiden behielt ich weiter nicht die geringste Spur als diese Blässe, die schreckliche Folge des Grabes, welche ich durch nichts habe vertreiben können.

Itzt naheten wir uns dem Zeitpunkte, da der Courier zurückkommen sollte. Auf einmal aber schien eine außerordentliche Begebenheit alle unsre Plane über den Haufen zu werfen.

Es war gerade die Charwoche. Meine fromme Mutter hatte mich in den heiligen Grundsätzen der Religion erzogen, die ich mir — Dank sei es dem Himmel! — stets bewahrt habe. Ich seufzte im Stillen darüber, daß ich in diesen festlichen Tagen, wo

unsre Buße die Gerechtigkeit eines gnädigen Gottes besänftigt, die Kirche nicht besuchen konnte. Meinem Ottavio zu sagen, welches Bedürfniß mein Herz empfände, dem Gott, der mich gerettet hatte, in seinem Tempel zu danken, wagte ich nicht; aber ich beschloß, aller Gefahren ungeachtet, eine so heilige Pflicht zu erfüllen. Ich nützte den einzigen Augenblick, da ich mich zufälliger Weise allein befand; ich hüllte mich in einen großen schwarzen Schleier, unter welchem man mein Gesicht nicht erkennen konnte, verließ am grünen Donnerstag Abends um neun Uhr das Haus, und nahm meinen Weg nach der Kathedral-Kirche, um dort den Erlöser in seinem Grabe anzubethen. Die Kirche war gepfropft voll von Menschen, welche in einem tiefen Schweigen mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen vor dem Altar, wo man die Hostie niedergelegt hatte, ihr Gebeth verrichteten. Bloß dieser Altar war durch eine erstaunliche Menge von Fackeln erleuchtet: der übrige Theil des Gebäudes war finster. Ich

hielt mich hinter einem Pfeiler verborgen, richtete mein Gebeth an den Heiland der Welt, und bath ihn, eine Seele in seinen Schutz zu nehmen, die auf nichts anderes ihre Hoffnung setzen könne, als auf seine Macht und Barmherzigkeit.

Als ich aufstand, um die Kirche zu verlassen, fühlte ich ein heftiges Verlangen, die Kapelle, wo man mich begraben hatte, wiederzusehn. Sie war nicht weit. Ich machte mich auf den Weg zu ihr hin. Welch ein Anblick both sich meinen Augen dar! Ich sah bei dem Dämmerlichte, das bis in die Kapelle drang, meine Aeltern auf meinem Grabe knieen und meinen Gemahl Heraldi im vollständigsten Traueranzug neben meinem Vater stehen, der in tiefem Nachdenken versenkt zu seyn schien. Meine Mutter war dem Gitter näher, das die Kapelle umschloß, und bethete unter stetem Thränenvergießen. Kaum konnte ich mich enthalten laut aufzuschreien. Ich nahete mich ihr unwillkür-

lich immer mehr, und ſtand erſt dicht an dem Gitter ſtill. Meine Mutter hörte mich nicht kommen, ſie war zu ſehr mit ihrem Gebethe beſchäftigt. Ich richtete lange meine naſſen Augen auf ſie; da ſah ich ſie auf einmal ſich überbiegen, nahe bei mir mit der Hand in das Gitter faſſen, um ſich feſt zu halten; ſich bis zur Erde neigen, indem ſie den Namen Valeria ausſprach; und ihre Lippen ſanft auf den Marmor drücken, der mein Grab bedeckte. Nun konnte ich den Strom meiner Empfindungen nicht mehr hemmen, ich heftete meine Lippen auf die Hand meiner Mutter und fing laut an zu weinen. Zugleich gerieth der Schleier, der mein Geſicht verhüllte, in Unordnung ohne daß ich es bemerkte. — Meine Mutter wird beſtürzt, ſteht auf, ſieht ſich um und erkennt Ihre Tochter. Sie ſchreiet laut auf, nennt mich bei Namen und ſtreckt ihre Arme durch die eiſernen Stäbe nach mir aus. Mein Vater und ſein Schwiegerſohn erſchrecken und erkennen mich auch. Heraldi ſchreitet vor und öffnet das Gitter; ich will

entfliehn, das Gedränge hält mich auf. Heraldi nähert sich, er streckt schon seine Hand aus, um mich beim Kleide fest zu halten. Ich war verloren, hätte mir nicht die Liebe ein Rettungsmittel eingegeben. „„Halt ein!““ rief ich ihm mit einer Stimme zu, die ich mit aller Anstrengung fürchterlich zu machen suchte: „„vergreif dich nicht [illegible] nach dem Tode an der, die du in ihrem Leben betrogst. Du allein hast meinen Tod verursacht. Laß mich, Verruchter! weine über dein Verbrechen und besänftige den Zorn des Himmels!““

Nach diesen Worten, die ich Heraldi, auf dem Fleck wo er stand angedonnert, zuschrie, hüllte ich das Gesicht in meinen Schleier und ging langsam der Kirchthür zu. Das Gedränge öffnete sich vor mir, ich verließ die Kirche, eilte schnell davon, und kam in Ottavio's Haus wieder an, ohne daß irgend jemand mir nachzufolgen gewagt hätte.

Den folgenden Tag sprach man in Florenz von nichts anderem als von dem Geiste,

den man in der Kathedral-Kirche gesehn habe. Man zweifelte gar nicht daran; tausend Zeugen hatten mich erkannt. Einige fügten noch hinzu, daß, als ich meinem Gemahl, der mich verfolgte, mit der Hand zurückgestoßen, alle meine fünf Finger eben so viel feurige Zeichen auf seinen Kleidern zurückgelassen hätten. Andere versicherten gehört zu haben, daß Heraldi mich umgebracht hätte, und daß ich nun umginge, um Gerechtigkeit zu fordern; alle klagten ihn mit lauter Stimme an, daß er der Mörder seiner Gemahlinn sei. Das Volk murrete über Heraldi, man verfolgte ihn mit Schimpfreden; man warf sogar Steine nach ihm; er war seines Lebens nicht mehr sicher.

Glücklicherweise kam der Courier zurück und brachte ein Breve des heiligen Vaters, das meine Ehe für ungültig erklärte und vernichtete, weil sie durch einen Betrug geschlossen sei. Sobald der Großherzog dasselbe in Händen hatte, ließ er den alten Orsini hoh-

len und verabredete mit ihm die Maßregeln, welche zu nehmen seien. Den folgenden Morgen begab ich mich mit Ottavio und seinem Vater nach dem Pallaste. Der Fürst überhäufte uns mit Gnade, unterhielt sich mit uns über unsre liebsten Angelegenheiten, und als man ihm meldete, daß meine Aeltern mit Heraldi, seinem Befehle gemäß, erschienen wären, ließ er uns in ein Nebenzimmer treten, wo ich ihn meinen Vater folgendermaßen anreden hörte: „„man hat sich seltsamer Mittel bedient, um Ihre Tochter an einen Mann zu verheirathen, den sie nicht lieben konnte. Ihre Reue, mein Herr, hat Ihre Tochter gerächt, und die Thränen, die ich in Ihren Augen sehe, benehmen mir den Muth, Ihnen Vorwürfe zu machen. Der Tod hat dieses verhaßte Band zerrissen, und wenn Ihre Tochter durch ein Wunder wieder aufgelebt wäre, wie es das Volk glaubt, so würde jene Ehe doch nicht weniger ungültig seyn. Hier ist das Breve Sr. Heiligkeit, das sie dafür erklärt; ich werde es öffentlich bekannt ma-

chen. Sie aber, Graf Heraldi, haben nun zu wählen! Entweder Sie führen einen so unehrenvollen Prozeß gegen mich, oder Sie unterzeichnen hier eine Schrift, wodurch Sie allen Ihren eingebildeten Rechten entsagen, und reisen auf der Stelle nach Wien ab. Meine Gnadenbeweise sollen Ihnen dorthin folgen, und Sie werden durch Ihre Entfernung die Ruhe in meiner Hauptstadt wiederherstellen, die Ihre Gegenwart unterbrochen hat.""

Heraldi zögerte nicht mit seiner Antwort: er entsagte schriftlich seinen Ansprüchen in den Ausdrücken, welche der Großherzog ihm dictirte. Darauf nahm er Abschied von Sr. Hoheit und verließ noch in derselben Stunde Florenz mit dem Versprechen, nie wieder dahin zurück zu kommen. Mit ihm waren wir also bald fertig geworden.

„„Das ist noch nicht alles,"" sagte der Großherzog weiter, indem er sich wieder zu

meinem Vater wandte: „„Ihre Tochter — lebt noch. . . . . Ein heftiger Schrei meiner Mutter unterbrach ihn. — „„Sie werden sie wiedersehn,““ fuhr er fort; „„aber Ihre Tochter kann nicht glücklich werden, wenn sie nicht die Gemahlinn des jungen Octavio wird. Er hat sie dem Grabe entrissen, sie wohnt in seinem Hause; die Dankbarkeit, die väterliche Liebe, Valeriens Ehre, alles befiehlt Ihnen, Ihre Einwilligung zu dieser Heirath zu geben. Wenn diese so wichtigen Ansprüche nicht etwa durch meine Bitte geschwächt werden, so halte ich um Valeria für Octavio an; er ist ihrer würdig, er hat sich die Freundschaft eines Laudon zu erwerben gewußt. Geben Sie Ihre Einwilligung zu dieser glücklichen Vermählung; ich verspreche Ihnen ein Regiment für Ihren Schwiegersohn, und für Sie selbst will ich den Theresien-Orden erbitten.““

Mein Vater antwortete durch eine Verbeugung. Er willigte, ohne sich zu besinnen,

in das Verlangen des Fürsten, und meine Mutter, die in Thränen schwamm, verlangte schluchzend ihre geliebte Tochter wiederzusehn. Ich vermochte nicht, länger zu warten; ich öffnete hastig die Thür und stürzte mich in die Arme meiner Mutter, die beinahe vor Entzücken starb. Die Freude meines Vaters war lebhaft, er drückte mich an sein Herz, bath mich wegen seines Fehlers um Verzeihung, und überhäufte den jungen Ottavio so wie den alten Orsini mit Liebkosungen.

Wir fielen alle dem Großherzog zu Füßen. Wir konnten nicht Worte finden, unsre Dankbarkeit auszudrucken. Man säumte nicht, meine Vermählung zu vollziehen. Die Hochzeit war im Pallaste des Fürsten. Seit der Zeit bin ich unaufhörlich beschäftigt, dem Gemahl der mein ganzes Herz besitzt; dem alten Orsini der mich wie seine Tochter liebt, meinem Vater der mir seine zärtliche Zuneigung wiedergeschenkt hat, und meiner würdigen Mutter die mir dieselbe niemahls entzog,

mein ganzes Leben zu weihen. Meine Tage fließen in Frieden dahin, sie sind durch Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe verschönert, und ich danke dem Himmel, daß ich auf eine kurze Zeit den Tod geschmeckt habe, weil ich dadurch zu einem ununterbrochnen glücklichen Leben gelangt bin."